This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

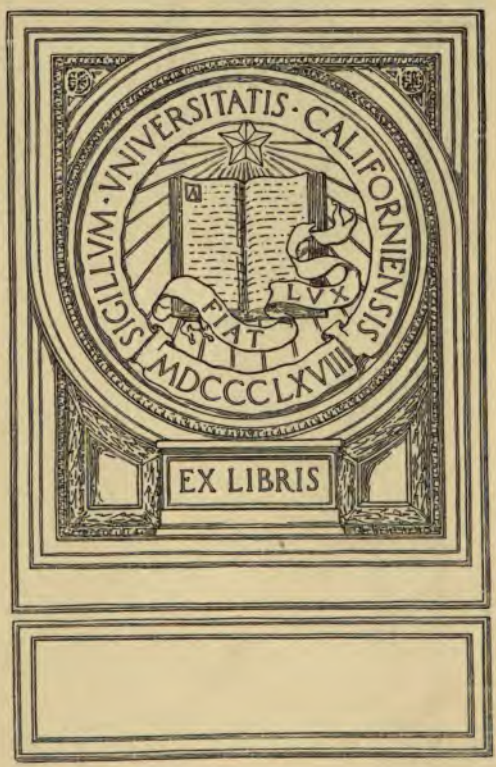
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PF
3137
R6
1889

UC-NRLF
$B 311 636

YB 38933

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Die richtige Aussprache

des Hochdeutschen.

Auf der Grundlage neuerer Forschungen

gemeinfaßlich dargestellt

von

Otto Rocca.

Zweite Auflage.

Rostock.
Wilhelm Werthers Verlag.
1889.

PF3137
R6
1891

BURDACH
UNIV. OF
CALIFORNIA

Vorwort.

Die Aussprache der eigenen Muttersprache ist eine bedeutsame Angelegenheit für jeden, der zu den Gebildeten unsers Volkes gezählt will; eine gemeinverständliche Darstellung derselben ist daher ein Bedürfnis, das nicht nur einzelne, sondern auch weite Gesellschaftskreise lebhaft empfinden. Zu der Befriedigung desselben ist bisher mancher Versuch angestellt worden, allein keiner, der sich den ganzen Umfang der Aufgabe als Ziel vorgesteckt hat. Die einschlägigen wissenschaftlichen Werke dagegen greifen sämtlich weit hinaus über das Verständnis und auch über die Bedürfnisse aller, die keineswegs sprachwissenschaftliche Forschungen, sondern eben feste Regeln für die Sprache des künstlerischen Vortrags und des gesellschaftlichen Umgangs suchen.

Die Aufgabe der vorliegenden Schrift läßt sich also in der Kürze so bezeichnen, daß sie eine zutreffende, ausreichende, wohlbegründete Orthoepie des Hochdeutschen in lesbarer Form bieten soll, wie sie die berechtigten Wünsche der Künstler, Redner, Gesang- und Sprachlehrer und der Gebildeten überhaupt erheischen.

Vergleicht man mit diesen Forderungen die von der Aussprache handelnden Abschnitte in den Lehrbüchern für Deklamatorik von Benedix u. a., so zeigt sich zuerst das Ungenügende des dort Dargebotenen, da immer nur auf

M114086

Einzelnes eingegangen, sehr viel Wichtiges aber, besonders was die Vokalaussprache betrifft, vernachlässigt wird; weiterhin eine willkürliche Pedanterie, die sich darauf steift, daß der Verfasser selbst mit seinen dialektischen Schwächen das wahre Muster sei, und dem entspricht dann manche unzutreffende Behauptung; endlich ist die Form weder klar und bestimmt noch anziehend genug, um nicht von einem gründlichen Studium abzuhalten.

Die wertvolleren Leistungen der modernen Sprachphysiologie, so sehr sie alles Lob verdienen, sind doch schon um ihrer besondern Bestimmung willen nicht geeignet, in dem, worauf es hier ankommt, jene Lehrbücher zu ersetzen. Sie stellen sich einerseits in den Dienst der Sprachvergleichung, der etymologischen Forschung, anderseits in den der naturwissenschaftlichen Einzelbeobachtung. In beiden Fällen können sie nicht auf das eingehen, was ich oben als Erfordernis der allgemeinen Bildung unsers Volkes hingestellt habe. Dem Philologen und dem besonders für Sprachstudien interessierten Gelehrten jeder Art sind sie natürlich die trefflichsten Hilfsmittel, nicht aber dem gebildeten Laien, dem es nur darum zu thun ist, seine Muttersprache in der größtmöglichen Übereinstimmung mit allen Deutschen, die eine gesellschaftliche Stellung beanspruchen, auszusprechen. Daß sich der Schauspieler und Vortragskünstler, der Lehrer und Redner bemühen müssen, diese durch die Gesellschaft anerkannte Aussprache in vollster Reinheit wiederzugeben, und nicht etwa ihre eigene oder eine — historische Sprache zu reden, das sollte in Deutschland ebenso selbstverständlich sein wie in andern Ländern.

Der dargelegte Zweck meiner Schrift gebot, nicht weiter auf die wissenschaftliche Erweisung der Regeln einzugehen, als nötig erschien, um den Schein der Willkür

abzulehnen. Daher ist vermieden, die hin und wieder abweichenden Ansichten anderer ausführlich in direkter Polemik zu widerlegen. Man möge das daher nicht so deuten, als hätte ich die neuesten Forschungen absichtlich oder unabsichtlich vernachlässigt. Manchem der im Texte ausdrücklich genannten Forscher bin ich für vielfache Förderung zu Danke verpflichtet; manche, die ich erst während der Arbeit kennen lernte, konnte ich nicht namentlich anführen, gleichwohl ist der Einfluß derselben, hauptsächlich in den letzten Abschnitten, gewiß unverkennbar.

Am meisten ist mir daran gelegen, die Fernstehenden für die Sache zu gewinnen, damit immerfort weiter und weiter der Grundgedanke des Buches vordringe: daß eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutsch für alle notwendig sei, um dem Vaterlande darin eine Grundlage seiner Festigkeit und den Landsleuten in allen Teilen der Erde die Möglichkeit ungehinderter Verständigung zu sichern. Wahrlich, es liegt mir wenig daran, ob kleine sprachliche Sonderbarkeiten ausgemerzt werden, aber alles daran, daß unser Vaterland täglich inniger in sich gefestet werde.

Daraus erklärt sich manche Bemerkung, die sonst gar nicht an ihre Stelle zu gehören scheint, sowie die weit ausgreifende Einleitung, die sich mit den Beweisen für die Möglichkeit und Wichtigkeit der vorgezeichneten Aufgabe abmüht.

Einzelne Punkte werden von vielen bestritten werden, — je lebhafter, um so besser; nur nicht gleichgiltig bleiben, nur nicht schweigen! Wer Gründe vorzubringen weiß, die die eine oder andere meiner Behauptungen geradezu umstoßen, den bitte ich, mir dieselben persönlich durch den Verleger mitzuteilen, sei es brieflich oder durch Einsendung eines Zeitschrift-Ausschnittes.

In ausländischen Wörterbüchern findet man oft eine

Umschreibung der Wortaussprache, welche sich an die Orthographie der betroffenen Sprache hält; in Deutschland hat das vorzügliche französisch-deutsche Lexikon von Sachs-Villatte meines Wissens zum ersten mal auch für deutsche Wörter in dieser Hinsicht einige Anhaltspunkte dargeboten, indem es wenigstens Betonung und Quantität vorschreibt und auch andere orthoepische Hinweisungen giebt. Es scheint mir höchst nötig, daß auch die deutschen Wörterbücher diesem Vorgange folgen, nicht blos, wie schon einige thun, durch sporadische Andeutungen, sondern durch allgemeine Anwendung der Umschreibung in phonetisch genauer Darstellung. Die Regeln der Theorie können nie verhindern, daß im besondern Falle gelegentlich Zweifel entstehen, denen am besten und ehesten durch das Nachschlagen im Wörterbuche abgeholfen wird. Für die Orthographie haben Duden u. a. Speziallexika verfaßt; allein es scheint mir besser, daß ein Handwörterbuch der deutschen Sprache wie das kleine von Daniel Sanders oder das Weigand'sche die bezeichnete orthoepische Pflicht mit übernehme. Ein solches müßte jeden Zweifel inbezug auf Grammatik, Orthographie und Orthoepie lösen und die Etymologie bis auf die gemein-germanischen Wurzelformen zurückverfolgen (nicht weiter), und zugleich die gegenwärtige Funktion des Wortes erklären, dann würde es allen Forderungen der gebildeten Nichtphilologen erfüllen. Die Quantität verdient dabei besondere Beachtung. Wie ich mir die phonetische Umschreibung im Übrigen denke, geht aus dem vierten Abschnitte hervor.

Im Schulunterrichte selbst ist ein besonderes Lehrbuch der Aussprache nicht zu verwenden; doch wird es den Lehrern nicht selten angenehm sein, auf eine derartige Schrift für die häusliche Beschäftigung hinweisen zu können. Wenn dieses Buch dazu beitrüge, der Aussprache des

Deutschen in den Schulen überall — denn im Einzelnen fehlt es daran nicht — die ihr gebührende Sorgfalt zuzuwenden, dann würde es eine bedeutsame Mission erfüllen.

Vielleicht wird mir noch vor meinem Ende die Freude, daß auch die Leitfäden der deutschen Sprachlehre in den Schulen aller Art sich mit der Lautlehre und Aussprache gründlicher beschäftigen als bisher. In Süddeutschland sieht man nicht selten schon die Anfänge der erhofften bessern Zeit. In der Pfalz, im badischen und im darmstädtischen Gebiete geben sich die meisten Lehrer-Seminare, und in natürlicher Folge auch sehr viele Volksschulen der Pflege guter Aussprache mit Eifer und Liebe hin. Ob in Schwaben und Baiern, Österreich und der Schweiz ebenso viel oder gar mehr geschieht, würde mir zu erfahren hoch willkommen sein. Niemand sollte vergessen, daß allein der Gang durch Selbsterkenntnis und Selbstdemütigung zur Vollendung führt; darum prüfe sich jeder, ob nicht seiner Aussprache noch die Mängel seiner heimatlichen Mundart anhaften. Das gilt nicht weniger dem Norden als dem Süden.

Wiesbaden, im Mai 1886.

Der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort.

Einleitung.

§ 1. Bestimmung der Aufgabe S. 1. § 2. Möglichkeit allgemeiner Regelung der Aussprache S. 4. § 3. Notwendigkeit derselben S. 6. § 4. Ausführung derselben S. 10.

I. Theoretischer Teil.

Erster Abschnitt. Allgemeines.

§ 5. Physiologische Vorbegriffe S. 14. § 6. Akustische Vorbegriffe S. 17. § 7. Grammatische Vorbegriffe S. 19. § 8. Begriff der Sprache S. 20. § 9. Naturgemäßheit der Aussprache S. 23. § 10. Das Recht der Individualität und der Allgemeinheit S. 25. § 11. Die Orthoepie und die Staatsgewalt S. 27. § 12. Deutlichkeit der Aussprache S. 29. § 13. Schriftgemäßheit derselben S. 31. § 14. Entwickelung der Sprache und der Schrift S. 36. § 15. Die gebräuchliche deutsche Rechtschreibung S. 43.

Zweiter Abschnitt. Die Aussprache im Einzelnen.

§ 16. Einteilung der Sprachelemente S. 45. § 17. Die Gleitlaute S. 47. § 18. Übersicht der deutschen Laute S. 48. § 19. Einfache tönende, breite Vokale S. 50. § 20. Einfache tönende, runde Vokale S. 56. § 21. Zusammengesetzte Vokale S. 59. § 22. Tonlose Vokale (Hauchlaute) S. 63. § 23. Einteilung der Konsonanten S. 65. § 24. Verschlußkonsonanten S. 66. § 25. Sauselaute S. 69. § 26. Zungenzitterlaute S. 78. § 27. Nasale Konsonanten S. 81. § 28. Aussprache im Zusammenhang der Rede S. 83.

Dritter Abschnitt. Silbe, Wort, Satz. (Betonung und Vortrag.)

§ 29. Grammatische und phonetische Satzteilung S. 85. § 30. Quantität und Akzent S. 86. § 31. Von den Fremdwörtern S. 91.

Vierter Abschnitt. Lesestücke in phonetisch genauer Schreibweise.

§ 32. Vorbemerkungen S. 95. § 33. Poetische Stücke S. 97. § 34. Prosaische Stücke S. 101.

II. Methodischer Teil.

Fünfter Abschnitt. Aneignung richtiger Aussprache.

§ 35. Allgemeine Anleitung für Erwachsene S. 105. § 36. Winke für eingehendere Studien S. 107. § 37. Besondere Anleitung für Künstler u. s. w. S. 108. § 38. Die Aussprache in der Schule S. 112.

Einleitung.

§ 1.

Das menschliche Sprachorgan ist fähig, eine begrenzte Anzahl von stehenden Lauten in einer vollkommen unendlichen Menge von Kombinationen zu sprachlichen Bildungen zu verwerten; denn da nicht nur beliebig viele Laute zu einem Worte zusammentreten, sondern auch die Laute sowohl wie die Silben beliebig oft wiederholt werden können, wenn dabei nur eine von den Sprachgesetzen jeder Nation festgestellte Zahlgrenze nicht überschritten wird, so reicht längst die ungeheure Permutation der Anzahl sämtlicher Laute nicht hin, um die Reihe der Möglichkeiten für die Wortbildung zu berechnen. Aber nicht gleich unberechenbar ist die Menge der Laute, welche der Mensch hervorzubringen imstande ist, was man gegen die Behauptungen mehrer neueren Phonetiker festhalten muß, wenn nicht alle Bestimmtheit der sprachphysiologischen Forschung in die Brüche gehen soll. Unendlich ist an den Lauten nur die Reihe individueller Färbungen, verursacht durch abweichende Formen und verschiedenartigen Gebrauch der Stimmwerkzeuge. Ob es freilich schon gelungen ist, sämtliche Laute phonetisch zu bestimmen, ist eine andere Frage; daß es gelingen kann, bleibt unbestritten.

Der Grundsatz Brückes und seiner Schüler, daß jede besondere Lage der Sprachwerkzeuge stets nur einen Laut

bedingt, ist durch die englisch-skandinavische Schule noch nicht widerlegt; ja, er ist schlechthin unwiderlegbar. Es ist gut, wenn die Individualität gegenüber der verallgemeinernden Abstraktion in der Wissenschaft fort und fort betont wird, damit diese nicht allzu kühn über die Erfahrung wegschreitet; aber gesicherte Verallgemeinerungen sollte man nicht aus irgendwelchen Nebenrücksichten auf das Spiel setzen.

Die Umkehrung des erwähnten Grundsatzes: jede Lautform macht eine bestimmte Lage der Sprachwerkzeuge notwendig, zeigt die Wahrheit desselben klar genug, sobald man versucht, sich alle die Anstrengungen, welche die Hervorbringung eines in der Muttersprache nicht vertretenen fremdsprachlichen Lautes erfordert, recht deutlich vorzustellen, vor allem dann, wenn man sich mehr an Umschreibungen als an ein Muster halten muß. Zuerst geht dem Geiste eine Art Ideal dieses Lautes auf, und um dieses zu erreichen, wird dann eine Reihe von Mundstellungen durchgeprüft, verworfen, abgeändert, bis die richtige gefunden scheint. Es giebt eben stets einen Normallaut, der sofort erklingt, wenn eine bestimmte Form des Ansatzrohrs (Mund-, Rachen- und Nasenhöhle und deren eingelagerten Teile) von dem tönenden Luftstrome durchstrichen wird.

Nur die Lage aller Teile des Ansatzrohrs ist es, welche jeder Lautform ihr Klanggepräge verleiht, und diese ist bei allen Individuen dieselbe, wenn sie den normalen Laut hervorbringen. Inwiefern die Besonderheiten jener Teile eine Abweichung bedingen, kann naturwissenschaftlich bedeutsam sein; aber es hindert nicht, Regeln für die richtige Aussprache eines Idioms aufzustellen.

Will man hierbei nicht von vorneherein festfahren, so dürfen diejenigen Sprachelemente nicht außer Acht bleiben, welche als Pausen in der fortlaufenden Rede oder dem einzelnen Worte auftreten, also tonlos sind. In dem

Satze: „Hier ist ein Haltepunkt der Eisenbahn, wo nur Personen aufgenommen und abgesetzt werden", finden sich zweierlei Pausen; erstens Satzpausen (z. B. hinter „Eisenbahn" und „nur"), zweitens Wortpausen (z. B. zwischen „ist" und „ein", „Halt" und „Punkt", „ab" und „gesetzt"). Die Satzpausen zu behandeln, darf der Rhetorik und Grammatik überlassen bleiben, dagegen gehören die Wortpausen in das Bereich der Phonetik, und auch in einer Darstellung der Aussprache des Hochdeutschen müssen sie eine Stelle finden. Laute und Wortpausen sind die Sprachelemente.

Jedes Sprachelement erfordert eine von Regeln abhängige Dauer innerhalb der Rede, d. h. ein kürzeres oder längeres Verharren der Sprachwerkzeuge in der einmal angenommenen Lage. Die Verschiedenheit der Dialekte hat häufig in der abweichenden Abmessung dieser Dauer ihren Grund. Verstände man unter Quantität nicht seit langer Zeit nur die Länge und Kürze der Vokale oder auch die metrische Geltung der Silben, so könnte dieser Ausdruck hier für das gedachte Verhalten der Sprachelemente sehr wohl verwendet werden; um aber Verwechselungen vorzubeugen, ziehe ich die Bezeichnung „Zeitwert der Sprachelemente" vor.

Dieser ändert ab zufolge der Betonungsunterschiede, welche die Sprachelemente selbst oder deren Kombinationen treffen. Allein ebenso wenig wie die individuellen Lautfärbungen können wir die Arten der Betonung in unsere Betrachtung hereinziehen, da diese sich nicht das von der Regel Ausgenommene, sondern die Regel zu bestimmen vorgesetzt hat. Nur episodisch wird auf die Betonung der Laute, Silben und Worte Rücksicht genommen werden.

Für die gegenwärtige Darstellung der „richtigen Aussprache des Hochdeutschen" bleibt demnach zu behandeln übrig:

1) die Feststellung der Regeln über die richtige (normale) Lage der Sprachwerkzeuge bei Hervorbringung der im Hochdeutschen vorkommenden Sprachelemente;
2) die Bestimmung des Zeitwertes dieser Sprachelemente im allgemeinen.

Daraus würden sich zwei, dem Umfange nach höchst ungleiche Abteilungen ergeben. Es ist daher die Einteilung des Ganzen nach anderen Gesichtspunkten geordnet worden, deren Begründung weiterhin beigebracht werden wird.

§ 2.

Bevor wir an unsere eigentliche Aufgabe herantreten, sind zwei Einwürfe hinweg zu räumen. Der eine könnte sich auf Bell und Sweet und ihre deutschen Mitforscher stützen, welche eine einheitliche Regelung der Aussprache für ein ganzes Volk nicht nur für unmöglich, sondern auch für thöricht ansehen wollen, weil sie jede Nuance eines Lautes als einen Laut auffassen, und statt der Verschmelzung der Individual-Idiome zur Einheit die bloße Beobachtung des Thatsächlichen allein gelten lassen wollen. Der andere hält gemäß dem Erfahrungssatze: Viele Köpfe, viele Sinne, die Deutschen für so eigensinnig verbohrt in ihre Besonderheiten, daß sie diese um der Allgemeinheit willen niemals opfern würden, besonders, weil es nie gelingen werde, eine Alle überzeugende Regelung der Aussprache zu schaffen.

Schon oben (§ 1) sind wir dem ersten dieser Einwürfe entgegengetreten, soweit derselbe die Unmöglichkeit einer einheitlichen Aussprache durch ganz Deutschland einschließt. Trotz aller Verschiedenheiten der Sprachorgane ist das Lautideal, das jeden, der eine beliebige Sprache richtig sprechen will, darzustellen sucht, in jedem einzelnen

Falle für alle dasselbe, selbst für den Stammelnden oder Stotternden oder sonst mit einem Sprachmangel Behafteten. Eine einheitliche Feststellung der Aussprache kann nur die Lautideale aufstellen und zu deren Hervorbringung Anleitung geben. Damit sind gewiß auch die zu Anfang dieses § gedachten Gelehrten einverstanden.

Ob es thöricht ist, allen Deutschen zu sagen: So sollst und mußt Du sprechen, wenn Du ein reines und edles Hochdeutsch reden willst, ob nicht der praktische Wert dieser Darstellung den wissenschaftlichen der Einzelbeobachtung überragt, das mag jeder Leser durch sein eigenes Nachdenken entscheiden. Die Einzelbeobachtung hat nur Sinn und Zweck, wenn sie zu allgemeinen Sätzen führt oder doch führen kann, ohne das ist sie Spielerei. Eine durch alle deutschen Stämme gehende Einheit der Aussprache dient der Festigung des Deutschtums, und wer sie sich aneignet, thut eine patriotische That.

Sollten wirklich so wenige Deutsche sein, die alle Vorurteile und — alle Trägheit überwinden, um den schönen Zweck, dem auch diese Arbeit gewidmet ist, zu fördern? Gewiß nicht! In vielen Kreisen haben sich bereits gute Patrioten, tüchtige Köpfe geregt, die Ähnliches wollten. Fraglos haben sie mindestens auf Einzelne gewirkt und dadurch überall einen Samen ausgestreut, der wohl gedeihen mag. Ich sehe dabei nicht auf die ausgezeichneten Forscher auf diesem Felde, die jeder kennt, der sich mit der deutschen Sprache ernstlicher beschäftigt, sondern gerade auf diejenigen, die mehr im Stillen der Sache ihre Kräfte dargebracht haben, Lehrer, die ihren Schülern keine unreinliche Aussprache durchgehen ließen, Schauspieler, Deklamatoren und Vorleser in kleineren oder größeren Kreisen, die ein Muster vorzeichneten, einzelne Personen,

die gegen sich selbst und die Ihrigen inbezug auf die Sprache die größte Strenge übten.

Litterarisch sind seit vielen Jahren Versuche auf Versuche gefolgt, um in die Verwirrung der deutschen Aussprache Klarheit zu bringen; über einzelne Fragen sind sogar lebhafte Streitigkeiten entstanden (z. B. über die Aussprache des ſ vor t und p): Das alles zeigt, wie endlich in dem seit fünfzehn Jahren, Gottlob! geeinigten deutschen Volke die Gemüter für die Einigung der Aussprache offen sind. So mag denn eine systematische Darstellung derselben, wie sie ausländische Sprachen auch in Deutschland längst besitzen, jetzt wohl am Platze sein.

§ 3.

Vielleicht zweifelt mancher an der Notwendigkeit einheitlicher Regelung unserer Aussprache; dieser seien also einige begründende Worte gewidmet. Die Hochsprache, die in der Theorie allen Deutschen, soweit sie auf Bildung Anspruch erheben, gemein sein soll, spaltet sich noch immer in eine Unzahl landschaftlicher und örtlicher Sprechweisen, deren Verschiedenheiten durchaus wesentlich sind. Wir sehen dabei gänzlich ab von den geschichtlich entwickelten Volksmundarten, und haben nur diejenigen Eigentümlichkeiten im Auge, die sich zufolge der Anlehnung an jene oder durch andere Umstände in die Aussprache der hochdeutschen Einheitsmundart eingedrängt haben. Es sind nicht halb oder ganz Ungebildete, die sich in dieser Beziehung versündigen, sondern selbst Leute, vor deren Wissen, Können und Streben man bereitwillig den Hut abzieht. Es sind darunter Gelehrte, hohe Beamte, ja, selbst Schauspieler und Vortragskünstler. (Bei den Offizieren des deutschen Heeres habe ich, nebenbei bemerkt, im Norden und Süden meistens eine Aussprache vernommen, die von

nicht zu unterschätzender Genauigkeit war.) Mit Absicht sind hier keine Namen angeführt; denn dadurch würden sich würdige Männer vielleicht hart verletzt fühlen, während der Sache damit wenig gedient wäre. Genug, daß die Behauptung zu Recht besteht.

Es will mich dünken, als sei gerade in neuerer Zeit die Gleichgiltigkeit gegen das eigene Idiom unter den jüngeren Leuten im Wachsen begriffen, als zeige sich die beklagenswerte allgemeine Schlaffheit und Willensschwäche des aufkommenden Geschlechts deutlich gerade in dem Verschlampen der Worte, in dem Zerquetschen, Verwischen und Zerstückeln der Laute. Kein besseres Mittel der Willenszucht, als das energisch konsequente Hindrängen auf eine gute, reine, deutliche Aussprache. — Das sollten sowohl die Lehrer wie die Väter und Mütter beachten. Im Nachfolgenden wird sich diejenige Aussprache dargestellt finden, welche die wahrhaft Gebildeten überall in Deutschland entweder sich schon angeeignet haben oder als Ideal ansehen, dem sie nachtrachten. Nirgends ist dieser Gegenstand bisher ausführlich genug und im Zusammenhange vorgetragen worden, besonders haben sich die Orthoepisten stets zu wenig mit den Vokalen beschäftigt, obgleich gerade durch sie die meisten mundartlichen Abweichungen bedingt sind.

Das a des Münchners oder Wieners, verglichen mit dem des Hannoveraners und Braunschweigers, zeigt die beiden äußersten Punkte der Abänderung dieses Vokals, dort gegen o, hier gegen e hin; (denn wo es völlig zu o geworden ist, wie z. B. in manchen nördlichen Gegenden der Provinz Hannover, kann es nicht mehr als bloße Nuance angesehen werden). Zwischen diesen Punkten in der Mitte liegt das reine a, das ich zuweilen in Hamburg und überhaupt an der Unterelbe, sowie von den meisten Gebildeten hörte, die aus dem Brandenburgischen

und noch weiter östlich (sogar aus Riga und Reval) kamen. Fast alle bedeutenden Schauspieler und Schauspielerinnen, die ich Gelegenheit hatte zu hören, sprechen dieses reine a, das demnach von der Bühne längst angenommen zu sein scheint. Gleichwohl sang noch jüngst ein recht tüchtiger Bassist von einer der besten deutschen Opern mir das rundeste å des Wieners ins Ohr. — Ebenso starken Schwankungen sind das au und eu unterworfen, jenes wechselnd zwischen dem gedehnten (reinen) a (in Hannover) und dem ou (in Bremen u. s. w.). Dieses zwischen dem öü des Mecklenburgers (dem Diphthong gleich, den das Niederländische durch ui und uy bezeichnet) und dem åü, das in Westfalen und auch in Mitteldeutschland nicht selten ist. Kaum weniger kraß tappt man hin und her vom åi zum eei (für den durch ei in leise dargestellten Laut); vom breiten, fast dem a gleichklingenden zum rundesten, an u grenzenden o, und vom ü zum spitzesten i für denselben Laut i, oder umgekehrt von diesem zu jenem für ü.

An die allbekannten Verdrehungen mancher hochdeutschen Konsonanten sei hier nur eben erinnert.

Man stelle sich diesen Thatsachen nicht mit dem wegwerfenden Ausrufe: Kleinigkeiten! gegenüber; denn diese Kleinigkeiten leiteten von jeher die gewaltigen Umwälzungen der Sprachen ein, mit deren Erforschung die Sprachvergleichung seit Jakob Grimm so eifrig und erfolgreich beschäftigt ist. Daß in Italien die Mundart der ungebildeten Volksschichten über die κοινὴ διάλεκτος der Römer, daß in Frankreich die langue d'oui über die formen- und klangreichere langue d'oc den Sieg davongetragen hat, das giebt doch für den Deutschen von heute zu denken. Soll unsere Gemeinsprache, die alle Stämme verbindet, die mittels des großen dichterischen und wissenschaftlichen Schrifttums, welches sie hervorgebracht hat, in den

schwierigsten, kümmerlichsten Zeiten unseres Vaterlandes das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen stets wach erhielt, — soll sie sich in entschiedene Dialekte spalten, um so ihre Geltung über den Einzelmundarten als Sprache der Rechtspflege, der Schule und der Kirche einzubüßen? Sollen wir allzu bald von der Sprache getrennt werden, in der Goethe, Schiller, Lessing und viele andere die gewaltigen Schätze ihres Geistes und Herzens uns aufbewahrt haben? — Das Beispiel der Niederlande, die durch die Ausbildung ihrer Mundart zu einer Sprache eine viel schroffere Scheidewand gegen die übrigen deutschen Gaue aufgerichtet haben als die Schweiz und Deutsch-Österreich durch alle Besonderheiten ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Entwickelung, dieses Beispiel sollte alle doch nachdrücklich genug belehren.

Ein nationales Kleinod, das edelste gemeinsame Besitztum aller Deutschen ist oft die Einheit unserer Sprache genannt worden. Jeder weiß, daß diese wohl bestehen kann, trotzdem die große Mehrzahl unserer Volksgenossen mit der Grammatik lebenslang im Kriege liegt, wenn nur die Autorität der Regeln unangetastet bleibt und jeder Gebildete, dem sie entgegengehalten wird, sich ihr beugt. Es schadet auch jener Einheit nicht, daß die Rechtschreibung nur im Allgemeinen bei allen übereinstimmt, indes in Einzelheiten jeder sich seine Reservatrechte wahrt. Hielte man es nur mit der Aussprache gleich streng wie mit der Rechtschreibung — jene ist freilich unendlich bedeutsam — dann könnten wir zufrieden sein. Aber da führt die Trägheit des Einzelnen den Dirigentenstab, und Viola, Baß und Geigen streichen nach Herzenslust darauf los, unbekümmert um die greulichen Mißklänge. Emil Palleske wirft jedem, der sich nicht einer klaren und schönen Aussprache befleißigt, Schlaffheit oder Unfügsamkeit des Willens vor, und er hat damit ins Schwarze getroffen.

Wer würde sich nicht schämen, wenn man ihm nachwiese, daß er den Akkusativ mit dem Dativ verwechselt habe? oder wenn man ihm in einem Aufsatze ein paar orthographische Fehler anstriche? — Lerne doch jeder sich noch ernstlicher schämen, wenn ihm die Fehlerhaftigkeit seiner Aussprache nachgewiesen wird! Die jungen Leute, die durch studentische und ähnliche Raufereien ihren Mut zu erweisen versuchen, warum wollen sie ihn nicht lieber viel sicherer dadurch zeigen, daß sie das Näseln, Mundklemmen und Ineinsschmieren der Laute aus ihrer Sprache verbannen? — Es sollte als das einfachste und gewisseste Zeichen wirklicher Bildung betrachtet werden, daß man die Muttersprache in Rede und Schrift richtig und schön wiedergiebt. Das ist der Punkt, wo alle Hebel anzusetzen sind, um in den Deutschen ein echtes, gerechtes Nationalgefühl, das etwas mehr ist als Dünkel und gehaltlose Redensart, zu beleben oder zu bewahren. Giebt es Gesellschaften, welche die Rechtschreibung zu verbessern sich als Zweck vorsetzen, so sollten andere die richtige Aussprache zu fördern und zu verbreiten bemüht sein. Oder besser: diese beiden Arten von Vereinen sollten sich das letztbezeichnete Ziel Hauptsache sein lassen in gemeinschaftlicher Thätigkeit und darauf die verbesserte Rechtschreibung begründen.

§ 4.

Ist in dem Bisherigen gezeigt worden, daß eine systematische Darstellung der deutschen Aussprache nicht nur möglich und vernünftig, sondern auch notwendig sei, so erhebt sich nunmehr die Frage, wie dieselbe sich gestalten müsse. Daß sie ohne Weiteres bei Jedem, der ihre Begründung anerkennt, zur Ausübung fortschreiten wird, ist unzweifelhaft; denn es handelt sich hier um einfache Ver-

ſtandeswahrheiten, welche nicht wie ethiſche Sätze von den Affekten beeinflußt werden, ſondern durch ſich ſelbſt zur Geltung gelangen. Sobald die Regeln der richtigen Ausſprache von dem gebildeten Teile der Deutſchen mindeſtens gebilligt werden, iſt jeder gezwungen, ſie ſich lernend anzueignen und praktiſch anzuwenden.

Zuerſt alſo iſt die Aufſtellung der Regeln und deren überzeugende Begründung erforderlich, und daraus ergiebt ſich als erſter ein theoretiſcher Teil unſerer Darſtellung. Da nun die Regeln teils allgemein, teils nur für Einzelfälle gültig ſind, ſo gliedert ſich dieſer erſte Teil in zwei Abſchnitte, von denen der eine jene allgemeinen Geſetze, und zur Begründung derſelben das Hergehörige aus Phyſiologie und Akuſtik — der andere die Lehre von der Ausſprache der einzelnen Laute, Silben, Wörter und Sätze bietet.

Der zweite, praktiſche Teil wird die gefundenen Regeln auf Gegebenes anwenden, dieſelben alſo durch Veranſchaulichung einzuprägen ſuchen. Daher enthält derſelbe vorzugsweiſe Dichtungen und Proſaſtücke in einer Schreibweiſe, welche die feſtgeſtellten Formen der Ausſprache möglichſt genau wiedergiebt.

Hieran ſchließt ſich als dritter ein methodiſcher Teil, der jenen beiden erſten inſofern zur Ergänzung dient, als er Winke und Ratſchläge giebt, wie der Einzelne ſich ſelbſt oder andern behilflich ſein kann, zu richtiger Ausſprache zu gelangen. Vorwiegend wird dabei auf die Schule Rückſicht genommen werden.

Der allgemein theoretiſche Abſchnitt hat, nachdem die phyſiologiſchen und akuſtiſchen Vorbegriffe erledigt ſind, zuerſt die Geſetze zu entwickeln, welche einerſeits für alle Sprachen überhaupt, anderſeits für das Deutſche im Beſondern maßgebend ſind, und zwar ſofern die Sprache der

Ausdruck des geistigen Lebens ist. Es ist dabei zu unterscheiden zwischen derjenigen Sprechweise, welche den Affekt und die Phantasie, und derjenigen, welche nur den Intellekt zu beeinflussen bezweckt, zwischen dem rhetorischen und dem belehrenden Vortrage. Jener kann hier außer Beachtung bleiben, dieser aber ruht wesentlich mit auf Betonung und Gliederung der Wörter und Sätze, Elementen der Aussprache, und bedarf daher, so weit es thunlich ist, der Erörterung. Es schließt sich daran die Feststellung des Verhältnisses der Aussprache zu der Rechtschreibung, des Lautalphabets zu dem Schriftalphabete.

Der speziell theoretische Abschnitt befaßt sich mit den sprachlichen Elementen des Deutschen und ihrem mündlichen Ausdrucke. Er hat zuerst diese Elemente sämtlich aufzusuchen, die gewöhnliche schriftliche Bezeichnung derselben zu geben und auf ihre Genauigkeit oder Eindeutigkeit hin zu prüfen; sodann eine naturgemäße Anordnung derselben aufzustellen und endlich die Vorschriften über den richtigen mündlichen Ausdruck jedes einzelnen Elementes zu begründen.

Der praktische Teil wird einleitungsweise das Wesentlichste über die Auseinanderhaltung der Silben, Wörter und Sätze, über Betonung und Vortrag bringen, so weit dadurch die Aussprache beeinflußt wird. Die Darstellung der Aussprache an Beispielen stützt sich dort ganz auf den theoretischen Teil, bedarf also keiner besonderen Erläuterung.

Für die Gewinnung der Regeln sind vier Quellen zu benutzen: Die Aussprache der deutschen Bühnen ersten Ranges, die Vorschriften hervorragender Orthoepisten, die Geschichte der deutschen Etymologie und Orthographie, der allgemeine Gebrauch (der hier vielleicht besser: Die traditionelle Ansicht über die Bedeutung der Schriftzeichen heißen würde). Spricht im Italienischen die Klangschönheit in Zweifelsfällen mit, so räumt das Deutsche derselben

doch keinerlei Autorität ein, und wo der Orthoepist ihr die Entscheidung überläßt, da ist seine Regel mehr ein frommer Wunsch als das, was sie sein will. Die Sprache ist das umfassende Archiv alles unseres Wissens, aller Willensregungen unseres Gemüts, aller Spekulationen, die über die Logik hinausstreben; sie ist darum in erster Reihe philosophisch, und erst in zweiter musikalisch; darum darf niemals ihr Hauptzweck unter dem Bestreben leiden, ihre Elemente zu dem Ohre wohlgefälligen Klängen umzubilden. Auch der Onomatopöie, welche wohl als die Stammmutter aller sprachlichen Formen angesehen werden darf, gebührt keine Stimme, wenn es sich um die Regelung der heutigen Aussprache handelt. Sie hat ihre Zeit gehabt; jetzt aber können nachahmende Laute nie mehr an die Stelle der bedeutsamen treten.

Wolle doch nur niemand sich zurückgesetzt fühlen, wenn die Aussprache seiner Heimat tadelhaft gefunden wird! Die kleinliche Vorliebe für die heimische Beschränktheit ist in einer Zeit, welche uns in wenig Stunden von einem Ende des Vaterlandes zu dem andern führt, welche auf so mannichfaltige Weise den Verkehr der Geister in den fernsten Gauen vermittelt und fördert, eines gebildeten Menschen unwürdig. Es steckt dahinter immer ein gut Teil Hochmut, der sich nicht sagen lassen will, daß er im Irrtum sei. Fühle sich aber auch niemand über andere Deutsche erhaben, weil seine Aussprache vorzuziehen ist! Mag er sich dessen freuen, mag er um so williger die noch vorhandenen Mängel verbessern!

I. Theoretiſcher Teil.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeines.

§ 5.

Das menſchliche Stimmwerkzeug beſteht aus drei Teilen, welche bei der Hervorbringung der Sprache verſchiedene Aufgaben haben. Es ſind: Die Atemorgane der Bruſt, der Kehlkopf und das ſogenannte Anſatzrohr, beſtehend aus dem oberen Kehlraume, der Rachen-, Mund- und Naſenhöhle. Der Name Anſatzrohr iſt von den Blasinſtrumenten entlehnt. Benennen wir entſprechend auch die beiden andern Teile, ſo ſtellt der Kehlkopf das Mundſtück und die Bruſt mit ihren Organen das Anſpruchsorgan (gewiſſermaßen den blaſenden Muſiker) vor.

Die Atmung geht vor ſich, indem der Bruſtkaſten durch Hebung der Rippen und Abwärtsbewegung des Zwerchfells erweitert und dadurch der Raum für die Lunge vergrößert wird. In dieſer verzweigt ſich die Luftröhre bis zu ſehr feinen Haargefäßen. Sie wird bei der Erweiterung des Bruſtkaſtens mittels des Bruſtfells, das einerſeits mit den Bruſtwandungen, anderſeits mit der Oberfläche der Lungen verwachſen iſt, auseinandergezogen, faſt ähnlich wie eine Handharmonika, und ſo dehnen ſich dann die Verzweigungen der Luftröhre (die Bronchien)

aus und sind imstande, bedeutend mehr Luft als bei geschlossener Brust aufzunehmen. Die Luft dringt vermöge ihrer eigenen Spannkraft ein, ohne weiteres Zuthun des Atmenden. Auf die soeben beschriebene Einatmung folgt die Ausatmung, die eine Umkehrung des Vorganges ist.

Sowohl beim Ein- wie beim Ausatmen kann eine hörbare Unterbrechung des Atemstromes erfolgen; jedoch verwertet die deutsche Sprache, wie alle ihre Verwandten unter den Fremdsprachen, nur diejenigen Schalle, welche bei der Ausatmung erzeugt werden.

Der austretende Atemstrom sammelt sich aus den Bronchien unterhalb des Kehlkopfes. Dieser stellt eine kurze, walzenförmige Röhre dar, die aus Knorpeln gebildet und mit einer Schleimhaut ausgekleidet ist. Sein wesentlichster Teil ist das Stimmbänderpaar, welches sich von den Seiten her als Fortsetzung der Schleimhaut quer durch den Hohlraum spannt. Die Stimmbänder sind bei der tonlosen Atmung von einander entfernt, so daß der Zwischenraum ein gleichschenkliges Dreieck (allerdings mit nicht ganz geradliniger Basis) vorstellt, welches die Stimmritze genannt wird. Mittels der Stellknorpel, an welchen die nach innen stehenden Enden der Bänder befestigt sind, kann die Stimmritze durch willkürliche Muskelthätigkeit verengt werden, bis die Innenseiten der Stimmbänder ihrer ganzen Länge nach an einander stoßen.

Etwas oberhalb der Stimmbänder finden sich die Taschenbänder (die sogenannten falschen Stimmbänder), welche aber die Hervorbringung der Sprechlaute nicht wesentlich beeinflussen.

Der Teil der Luftröhre, welcher über dem Kehlkopfe liegt und in die Mundrachenhöhle übergeht, heißt mit diesem zusammen der Kehlraum oder Schlundkopf. Derselbe führt in die Nasenrachen-, die Mund- und

die Nasenhöhle. Er wird während der Schlingbewegungen beim Essen und Trinken durch den birnförmigen Kehldeckel, der oberhalb des Kehlkopfes in der Nähe der Stimmbänder befestigt ist, verschlossen.

Nasen- und Mundhöhle sind durch den harten (vordern) und weichen (hintern) Gaumen von einander geschieden. Nach hinten setzt sich der weiche Gaumen (das Gaumensegel) in das Zäpfchen fort. Mittels desselben kann die Nasenhöhle von der Mundhöhle abgeschlossen werden. Für die Bildung der Sprachlaute kommt die in der Mitte durch die Nasenscheidewand geteilte Nasenhöhle nur als Ganzes in Betracht, während in der Mundhöhle alle einzelnen Teile zur Mitwirkung herbeigezogen werden können. Von diesen Mundteilen beeinflussen vor allem Zäpfchen, Gaumen, Zunge, Vorderzähne und Lippen die Sprachlaute.

Die Laute werden erzeugt im Kehlkopfe und modifiziert durch das Ansatzrohr. Zwar verwendet das Deutsche auch eine Art von Mundgeräuschen, bei denen also die Stimmbänder nicht mitthätig sind, zur Silbenbildung; allein dieselben sind nicht als Laute, sondern als bloße Modifikation des Stimmeinsatzes (s. w. u.) aufzufassen (nämlich die durch ein h im Anlaute bezeichneten Silbenteile).

Ist das Ansatzrohr völlig frei geöffnet und in seiner Ruhelage, so entsteht durch die stimmbildende Thätigkeit des Kehlkopfes stets das reine a. Demnach ist dieses gewissermaßen als der Urlaut, als welcher es sich auch geschichtlich wie im Leben des Einzelnen zeigt, anzusehen, und alle andern Laute könnte man Modifikationen des a nennen.

§ 6.

Die uns umgebende Luft kann durch Verdichtung an einer Stelle, und die Ausgleichung dieser Verdichtung auf zweifache Weise in wellenartige Bewegung geraten, da die Verdichtung und der Abfluß derselben entweder *geradlinig*, fast einseitig, oder *in sphärischer Gestalt*, allseitig, fortschreitet. Im ersten Falle sprechen wir von Hauch, Zug, Wind u. s. w., im zweiten von Tönen, Klängen, Geräuschen, Schallen u. s. w.

Sphärische Luftwellen werden *Schwingungen* genannt. Die Anzahl der Schwingungen, welche in einer einzelnen Sekunde erfolgt, heißt *Schwingungsdauer*.

Nicht alle Luftschwingungen sind für unser Gehör wahrnehmbar. Man hat festgestellt, daß erst, wenn die Schwingungsdauer mindestens 16 beträgt, unser Ohr einen *Schall* wahrnimmt. Auch nach oben hin ist die Schwingungsdauer der hörbaren Schalle begrenzt, jedoch läßt sich die Zahl nicht allgemein genau bestimmen.

Je größer die Schwingungsdauer, desto heller ist der Schall, und umgekehrt. Die Fortpflanzung der Schallwellen geschieht nicht bloß durch die Luft, sondern auch durch feste und flüssige Körper, in unser Ohr aber gelangen dieselben nur mittels der Luft.

Die *Ohrmuschel* fängt die Luftschwingungen auf, so daß die im *äußersten Gehörgange* befindliche Luftsäule zum Erzittern gebracht und dadurch das *Trommelfell* und die *drei Gehörknöchelchen*, welche sich von jenem zu dem *ovalen Fensterchen* des inneren Ohres durch die *Paukenhöhle* hinziehen, in Mitschwingung versetzt werden. Auch die Luft in der Paukenhöhle, fortwährend erneuert durch die im Rachen mündende *Ohrtrompete*, hilft den Schall auf das innere Ohr, und zwar vorwiegend auf das *runde Fen-*

sterchen desselben fortpflanzen. So wird das Wasser im Labyrinth, dem inneren Ohre, in Schwingungen versetzt, welche durch ein im Labyrinthwasser schwimmendes Häutchen allmählich abgedämpft werden. In das Labyrinthwasser ragen die Gehörhärchen hinein, deren jedes (wie eine Stimmgabel) so abgestimmt ist, daß es nur durch einen einzigen Schall von ganz bestimmter Schwingungsdauer erregt werden kann. Jedes Gehörhärchen steht mit einem Zweige des Gehörnerven in Verbindung und veranlaßt diesen, den aufgenommenen Schall auf das Gehirn zu übertragen. Mikroskopisch kleine Körperchen, die Gehörsteinchen, wirken auf die Härchen und Nervenzweige abermals dämpfend, ähnlich den Dämpfern in einem Klaviere.

Sind die äußeren Luftschwingungen der Art, daß sie nur ein einziges Gehörhärchen anregen (wie besonders diejenigen, die durch eine Stimmgabel hervorgebracht werden), so entsteht ein Ton. Gewöhnlich erklingt ein Ton nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit einer Reihe bestimmter anderer Töne. Diese heißen harmonische Obertöne und bilden mit dem besonders hervorstechenden Tone zusammen einen Klang. Die harmonischen Obertöne sind: Die nächsthöhere Oktave, die folgende Quinte, die zweite Oktave, die Terz, die Quinte und die Septime über dieser Oktave (z. B. für das große C das c und g der kleinen, das c, e, g und b der eingestrichenen Oktave). Mit der Entfernung der Obertöne vom Grundtone nimmt die Wirkung derselben stufenweise ab. Ein Klang stellt demnach gewissermaßen schon einen harmonischen Akkord vor, und darauf beruht die Wohlgefälligkeit aller Harmonie.

Ist die Schwingungsdauer ungleichmäßig und klingen Töne von verschiedener Höhe, die aber nicht harmonisch

zusammenstimmen, gleichzeitig an, so entsteht ein *Geräusch*, ein Klanggewirr von schnellwechselnder Tonhöhe.

Ein Klang, der durch die Stimmbänder des Menschen erzeugt und zur Bildung der Sprache verwendet wird, heißt ein *Laut*.

§ 7.

Die Bildung eines Lautes geht so vor sich: daß der austretende Atemstrom durch den Verschluß der Stimmritze gehemmt wird, während die willkürliche Verengung der Brust ihn verstärkt; dadurch werden die Stimmbänder gezwungen, dem Drucke von unten nachzugeben, also sich ein wenig nach oben zu heben, so daß die Stimmritze sehr minimal geöffnet wird und etwas Luft entweichen läßt; alsdann bewegen sich die Stimmbänder abwärts, und zwar unter ihre Ruhelage hinab, und indem dieser äußerst geschwinde Vorgang sich mindestens 16 mal in der Sekunde wiederholt, wird ein Klang hörbar, der entweder als das einfache reine a oder als durch das Ansatzrohr zu einer andern Lautform umgewandelt erscheint. Es sind die, den Vibrationen der Zungen bei einer Mundharmonika ähnlichen Schwingungen der Stimmbänder, welche jeden Laut erzeugen. Auch beim *Flüstern*, sofern dasselbe nicht ein bloßes zischendes Mundgeräusch bleibt, sondern artikulierte Sprache darstellt, sind diese Schwingungen Ursache aller Laute, wenn auch die *Schallstärke* derselben in diesem Falle sehr gering ist.

In der wirklich gesprochenen Sprache sind jedoch die Laute sehr selten für sich allein (wie in den Interjektionen: Ah! O!) vernehmbar; auch nicht einmal ihre nächsten Zusammensetzungen, die Silben und Worte, werden beim Sprechen klar auseinander gehalten; vielmehr erscheint als elementares Glied der hörbaren Rede der *Satz*. Erst

der Zweck der Verständigung bringt durch Pausen und verschiedene Betonung Diäresen in diese elementaren Redeglieder und läßt uns die zusammengeschleiften Laute als *Satzabschnitte* unterscheiden. Nicht aus akustischen, sondern aus logischen Gründen werden in diesen Satzabschnitten einzelne Worte unterschieden, wobei die Sprachen sehr verschiedenartig verfahren, indem die eine als Teil eines Wortes auffaßt, was der andere als selbständiges Wort gilt, ja, indem eine und dieselbe Sprache gleichlautende und gleichbedeutende Lautkomplexe bald in jener, bald in dieser Weise behandelt. Was die Sprache nach historischen und logischen Gesetzen als abgegrenztes Glied eines Wortes auffaßt, heißt eine *Silbe*.

Eine solche wird entweder in einer einzigen Mundstellung, die von Anfang bis zu Ende unverändert bleibt, hervorgebracht und besteht dann aus *einem Laute*, oder sie verlangt einen Wechsel der Mundstellung und ist dann aus *mehren Lauten* zusammengesetzt. Bei *mehrlautigen Silben* tritt einer der Laute vermöge stärkerer Betonung aus den übrigen, schwächer betonten hervor, wie in der Silbe *man* der mittlere Laut. Dadurch erscheint die Silbe gegliedert. Der betonte Laut ist ein *Vokal* (*Grundlaut*), die unbetonten sind *Konsonanten* (*Mitlaute*).

Der Laut, mit dem ein Wort beginnt, steht im *Anlaut*, der, womit es schließt im *Auslaut*, alle übrigen stehen im *Inlaut*. Durch die Stellung des Lautes im Worte wird die Mundstellung, welche er erforderlich macht, nicht selten wesentlich modifiziert.

§ 8.

So lange man die Sprache immer nur von der Seite ihrer schriftlichen Darstellung betrachtete, auf die lebendige

Rede aber nicht Rückſicht nahm, reichte es im Ganzen genommen aus, wenn man definierte: Sprache iſt der Ausdruck des Denkens. Wer aber die Schrift als eine der Sprache zu gewiſſen Zeiten aufgedrängte tote Zeichenmenge auffaßt und ſich bei ſprachlichen Unterſuchungen an die Hauptſache, das Sprechen, hält, dem kann jene Begriffserklärung nicht genügen. Denn wollte man auch von den Interjektionen abſehen, die, obgleich nur affektive Seelenregungen ausdrückend, fraglos einen Teil der Sprache ausmachen, ſo dürfte doch keinesfalls die Unzahl von Imperativen und elliptiſchen Redeformen mir nichts, dir nichts beiſeit geſchoben werden, und in ihnen kommt das Denken doch nur beiläufig, das Gemütsleben aber geradezu zum Ausdruck. Demgegenüber kann man geltend machen, daß jede Gemütsregung, ehe ſie zur Bezeichnung durch die Sprache gelange, ſchon durch den Gedanken hindurchgegangen ſein müſſe; aber ein ſolcher Durchgangsgedanke iſt doch nichts als das Bewußtwerden innerer Bewegungen, und ihn in die Reihe des wirklichen Denkens zu ſtellen, hieße das Wort mißbrauchen. Wird der Inhalt ſelbſt der vollſtändigen Sätze in Betracht gezogen, ſo erſcheint es erſt recht falſch, denſelben ausſchließlich für intellektueller Natur zu erklären. Unzählige Sätze ſtellen wohl der Form nach Urteile dar, haben aber dabei lediglich die Abſicht, dem Gemüte (den Empfindungen, Stimmungen, Begehrungen u. ſ. w.) Ausdruck zu geben, um nicht einen Gedanken, ſondern den gleichen Affekt in dem Hörer zu erzeugen. Der wahre Inhalt dieſer Sätze iſt demnach affektiver Art, und alle naive Lyrik würde unmöglich ſein, wenn dem nicht ſo wäre. Man vergleiche nur die beſten unſerer Kunſt- und Volkslieder! Ihr Gedankengehalt iſt nichts oder ſo gut wie nichts, ihr Empfindungsgehalt aber ein ganz bedeutender.

Zu dem allen fügt die mündliche Rede dem abstrakten Worte noch ein Etwas hinzu, das durchaus bloß musikalischer Natur ist und auf den Verstand höchstens durch die Vermittelung des Gefühls einwirkt. Jede laute Rede, auch der ruhigste Vortrag eines Professors der Logik, trägt dieses Etwas in sich, wäre es auch nur der Gegensatz aller Seelenbewegung: höchste Ruhe. Die Stimmung, aus welcher die Rede entspringt, teilt sich dem Hörer auf demselben Wege mit, wie diejenige, die der Tonkünstler in seine Harmonien gelegt hat. Am kraftvollsten tritt sie im gediegenen Vortrag „stimmungsvoller" Dichtungen hervor; aber sie fehlt auch nicht in jeder beliebigen Unterhaltung, denn niemals will, wer spricht, nur seine Meinungen mitteilen und weiter nichts, stets hat er es abgesehen auf das Gemüt der Hörenden und wählt danach die Färbung seiner Rede, selbst dann, wenn er nur überzeugen will. Ist doch auch die Überzeugung nicht bloß intellektuell, sondern wesentlich affektiv, und sie tritt erst ein, wenn mittels richtiger Schlußfolgerungen oder auch auf anderm Wege das Herz beruhigt ist. Das Pathos, das rühren, überreden, hinreißen oder, ironisch genommen, Lachen erregen will; die ruhige, anscheinend in dem Gegenstande völlig aufgehende Bestimmtheit und Klarheit; die zornige oder milde, die klagende oder jubelnde Redefärbung, unendlich wechselnder Abstufungen fähig: nur zu der Seele will das alles hindurchdringen, nicht zu dem Verstande, und darum ist die Sprache mehr als die bloße Äußerung des menschlichen Denkens. Sie ist der umfassende Ausdruck unsers gesamten seelisch-geistigen Lebens. Man sollte sich an die Sache, die Rede, nicht an das Zeichen, die Schrift kehren, und darum so definieren: Sprache ist der hörbare Ausdruck für alle Bewegungen unserer denkenden, empfindenden und wollenden Seelenkräfte.

§ 9.

Ist in der That die mündliche Rede bedeutsamer als die Schrift, so folgt, daß die richtige Aussprache einen höheren Wert beanspruchen darf als die richtige Schreibung, und daß es ein großer Fehler des bisherigen Unterrichts war, diese so sehr zu betonen und jene darüber fast gänzlich zu vernachlässigen. Die Überschätzung der Schrift gegenüber dem lebendigen Worte steht in deutlichem Zusammenhange mit dem früheren politischen und gesellschaftlichen Zustande Deutschlands. Nur die wissenschaftliche und dichterische Litteratur fesselte im Allgemeinen das Interesse, der Deutsche war Schreiber oder Leser, Schriftsteller oder Rezensent; aber offen vor aller Welt politisch thätig zu sein, erlaubte ihm weder seine Obrigkeit noch der eigene geistige Standpunkt. Selbst seine kühnsten Reformgedanken versteckte er in freundschaftliche Briefe oder hinter breite langweilige Bücherphrasen. Das gesprochene Wort geht ganz anders auf das unmittelbare Handeln aus als das geschriebene, darum war jenes dem Manne des Lesens und Schreibens verhaßt. In der Gegenwart ist auch der Deutsche „mündig" geworden, er *darf* reden, er *will* reden. Jetzt ist es an der Zeit, daß er allen Fleiß ankehre, nachzuholen, was versäumt geblieben war, mehr sich um die lautbare Rede als um die Schrift zu kümmern. Und nicht mehr bloß als den Ausdruck seiner Grübeleien, sondern als das Mittel, Herzen zu bewegen, Thaten anzuregen, soll er die Sprache ansehen und erobern.

Wie kann die Rede wirksam sein, wenn der Hörer fortwährend an dem Äußerlichen, an der Aussprache, zu tadeln findet? Aus Süd und Nord sitzen in großen Versammlungen Deutsche mit Deutschen um die Rednerbühne: wie lange soll es noch dauern, bis alle *Eine* Zunge reden?

Die wesentlichste Forderung für die Aussprache des

Deutschen ist ihre Allgemeinheit. Wie diese herbeizuführen sei, läßt sich schwer sagen. Man kann eine richtige Aussprache nicht von oben herab befehlen, wie etwa eine bestimmte Rechtschreibung, das versteht sich von selbst. In die Schulen aller Arten sie einzuführen, ist der erste mögliche Schritt zum Ziele; aber ist es schon schwer, alle Lehrer auf denselben Weg zu bringen, so ist es noch fragwürdiger, ob nun die Überzeugten auch alle die Energie besitzen werden, unabläßig das Richtige einzuüben, wenn das Haus täglich wieder die Keime mordet, welche in der Schule Leben gewonnen hatten. Das Haus also muß auch gewonnen werden, das heißt die gebildete Familie.

Am ersten wird man jeden für das gewinnen, was er schon aus Gewohnheit täglich übt. Darum heißt es unangerührt lassen, was durch das ganze Vaterland verbreitet ist, wie die Verhärtung der weichen Laute im Auslaut (Leib, Bild). Ebenso ist in zweifelhaften Fällen zu prüfen, welche Ausspracheform einen überwiegenden Verbreitungskreis hat, sofern nur geringe Bruchtheile der Gebildeten dieselbe noch ablehnen. So wird schp und scht im Anlaut vorgezogen werden müssen, weil kaum noch ein Fünftel der Deutschen an sp und st festhält. Läßt aber diese Probe im Stich, wie bei der Wahl zwischen dem k- und ch-Laute für auslautendes g, so muß die geschichtliche Sprachbewegung neben der Rücksicht auf Klangschönheit entscheiden helfen. Am Ende können unbedeutende Einzelheiten auch der persönlichen Meinung und Gewohnheit überlassen bleiben, bis die weitere Entwickelung der Sprache dem einen oder andern das Übergewicht verschafft.

Nur eine allgemein giltige Aussprache kann zugleich der Verständigung und der Gemütserregung dienen. Aber um dies zu können, darf sie nichts Erkünsteltes, Erzwungenes an sich tragen, muß sie als Gewohnheit, natürlich,

aus dem Geiſte des Redenden geboren erſcheinen. Darum iſt die zweite allgemeine Regel für die Ausſprache: Sprich ungekünſtelt, Deiner Natur gemäß!

Aber man wird entgegnen, die Natürlichkeit verlange, daß jeder ſich ausdrücke, wie er es von Jugend auf gewöhnt ſei, denn das Angelernte werde niemand mit voller Naivetät darſtellen können. Daran iſt ſo viel zutreffend, daß allerdings eine Zeit der Gewöhnung nötig iſt, um das Neue zu Altem zu machen; allein es wird nicht lange währen, bis das Falſche ſo ſehr überwunden iſt, daß es gezwungen ausſehen würde, wenn man es wieder aufnehmen wollte. Geht es doch dem im Dialekte Aufgewachſenen mit dem Hochdeutſchen überhaupt nicht beſſer: zuerſt erſcheint es ihm affektiert, er ſcheut ſich, damit hervorzukommen, aber bald iſt er ſattelfeſt, und umgekehrt erkennt er in dem Rückfall zur Mundart etwas Gemachtes. Und iſt es nicht ebenſo in vielen ähnlichen Fällen? Deshalb darf von der Forderung, richtig zu ſprechen, nichts nachgelaſſen werden; ſie iſt zuletzt eins und daſſelbe mit der Regel, natürlich zu ſprechen.

§ 10.

Soll denn aber der Individualität im Gegenſatze zur Allgemeinheit gar kein Gebiet vorbehalten bleiben? — O gewiß! Dasjenige, das ihr niemand nehmen kann, nämlich die durchaus perſönlichen Eigenheiten der Bildung der Stimmwerkzeuge. Wer damit ſeine ſchlechte Ausſprache entſchuldigen will, giebt ſich nur das Zeugnis moraliſcher Trägheit und Feigheit, die ja immer ſehr perſönliche Eigenſchaften ſein mögen, dadurch aber gewiß nicht exiſtenzberechtigt werden. Die Trägheit hält es nicht für der Mühe wert oder für unnötig, etwas an dem Gewohnten zu beſſern. Wozu, fragt ſie, ſo pedantiſch

sein? Denn alles, was konsequentes Handeln verlangt, heißt ihr schlechtweg Pedanterie. Die Feigheit aber scheut den Hohn anderer, die uns vorwerfen möchten, wir suchten etwas Auszeichnendes in der gewählten Sprache, oder es dünkt sie entsetzlich, daß man nicht gleich wie ein vom Himmel gefallener Meister in dem Richtigen sicher sei und dann zwischen ihm und dem Falschen schwanke, um sich heimlichem Gespötte auszusetzen. Und ist es denn so wichtig? meint sie, damit sie sich doch hinter dem Scheine der überlegenen Einsicht verkriechen könne. Nun, ist darauf zu antworten, mindestens ebenso wichtig, wie alles Reden und Plaudern überhaupt.

Es ist nicht nur verwerflich, es ist mehr, es ist abgeschmackt, widersinnig, die Rechte der Individualität so zu überspannen, daß sie auch das Verkehrte packen. Die Sprache ist keineswegs bloß dazu erfunden, daß der Einzelne seine Lungen üben könne — dazu genügte schon das Hundegebell, — sie will und soll vielmehr, wie schon betont worden ist, die unsichtbare Verknüpfung der Geister herstellen, die Menschheit als höchste Gemeinsamkeit umschlingen; denn sie ist das Wesenskennzeichen des Menschentums, und es ist kein bloßer Zufall, daß Humanismus und Sprachstudium allmählich so eng verwandte Begriffe geworden sind. Im Bereiche der Sprache ist alles Individuelle nur als ein Zwang, dem man sich nicht entziehen kann, als eine naturgesetzliche Beschränkung, nicht aber als ein Recht zu fassen, das Ansprüche begründet.

Das Recht der Dialekte, wenn es dem der Gemeinsprache Eintrag thun will, ist ebenso wenig anzuerkennen. Wohl ist es gewiß, daß dereinst, wenn das Hochdeutsche in allen Volksschichten ausschließlich herrschte, sich in den einzelnen Landstrichen längst wieder kleine Abweichungen herausgebildet haben würden; diese aber können bei Weitem

nicht die trennende Kraft der jetzt bestehenden großen Mundarten haben, da sie sich nur auf Untergeordnetes erstrecken würden. Ganz anders wäre es, wenn die Bestrebungen derjenigen, die sich die Pflege der Volksdialekte zur Lebensaufgabe setzen, den gewünschten Erfolg gewönnen. Besonders manche plattdeutsche Vereine gehen in ihrem Streben bis zur erklärten Feindseligkeit gegen das Hochdeutsche und machen Miene, dieses aus der eroberten Stellung zu verdrängen. Demgegenüber muß gesagt werden, daß solches Vorgehen das Vaterland in unübersehliche Gefahren stürzt; denn es ist keine Frage, daß jeder Dialekt dieselben Ansprüche erheben kann, wie irgend ein anderer, und die abscheuliche Zerklüftung unseres Volkes würde wieder eintreten, wenn alle deutschen Stämme so pochend auftreten wollten für ihre sprachlichen Eigentümlichkeiten. Oder hätte die eine Mundart daraus einen Vorrang herzuleiten, daß sie klangvoller sei als jede andere oder auch die Gesamtsprache? Nicht die Klangfülle kann hier maßgebend sein. Wenn das Sanskrit die vollkommenste Sprache ist, muß es nicht darum die einzige vorstellen. Wollte man in dieser Hinsicht es mit dem Sprachpartikularismus halten, so würde man rettungslos in die Bahnen jener guten Leute und schlechten Musikanten einlenken, die etwa die Erdbahn in einen Kreis verwandeln oder auch eine künstliche Weltsprache erfinden wollen.

§ 11.

Wird nun aber eine grundsätzliche Regelung der Aussprache nicht an den unumgänglichen Verhältnissen scheitern, welche immerfort zur Lautabwandlung hindrängen? Wird nicht, was heute als richtig aufgestellt wird, schon über ein paar Jahre umgestoßen werden müssen und aller

Fleiß, den man beim Lernen und Einüben aufgewandt hat, dadurch zu einer unangenehmen Enttäuschung führen?

Man kann sich darüber trösten. Die Lautumwandlungen nehmen Zeiträume in Anspruch, die viel mehr als ein Menschenleben umfassen. Seit Luthers Tagen hat das Neuhochdeutsche seine Grammatik und Syntax zwar in manchen Punkten verändert; aber eine Lautumwandlung ist nur in einer verschwindend geringen Anzahl von Fällen nachzuweisen; im Ganzen sprechen wir ziemlich genau so aus, wie die Hofkreise Mittel-Deutschlands vor drei Jahrhunderten.

Aber trotzdem möchte wohl nur ein Fanatiker wünschen, daß unsere noch freie Muttersprache von einer Behörde ähnlich der Pariser Akademie fort und fort gemaßregelt und der kindische Versuch gemacht würde, einen gewaltigen Strom mit Holzpflöcken an seine Ufer zu nageln. Jene tötliche Regungslosigkeit des naiven Sprachgeistes, der in unserem Volke noch lebendig waltet, darf keiner, der sein Vaterland liebt, herbeiwünschen. Handwerker, Kaufmann, Soldat, Seemann, Fischer, Jäger, Bauer und Hofmann: die alle sollen so gut wie der Gelehrte mitarbeiten an der Entwicklung der Sprache, oder ihre Natürlichkeit und Ausdrucksfähigkeit werden in eine so lächerlich elende Gebanntheit versinken, wie in der Zeit von Opitz bis auf Liscow und Klopstock. Der Deutsche, der an das Regiertwerden so außerordentlich gewöhnt ist, daß es ihm ist, wie einem, der aus der warmen Stube in den Nordwind hinausgeht, wenn er einmal eine, von seiner Obrigkeit noch nicht mit Dekreten bedeckte Stelle findet, — der Deutsche glaubt gar nicht mehr, daß er auch ohne Befehl von oben einen patriotischen Gedanken ausführen könne. Jetzt lauter als jemals schreit man über staatliche Bevormundung, — und sucht sie doch

immer noch selbst wieder auf. Von allen Seiten sieht man die Verhältnisse darauf hindrängen, daß alles öffentliche Leben, womöglich selbst die Gesinnung des Staatsbürgers von der Zentralgewalt aus geleitet werde. Darin begegnen sich die Extreme, die Sozialdemokratie von der äußersten Linken, der Konservativismus von der äußersten Rechten her. Hier sei daher ausdrücklich betont, daß eine einheitliche Aussprache aus der freien Entschließung des Volkes hervorgehen, nicht von oben her vorgeschrieben werden müsse. Man schreibe meinetwegen für die Schulen eine eigene Orthographie und eine bestimmte Schriftart (deutsche oder lateinische) vor; aber dabei habe es sein Bewenden!

§ 12.

Zu den in den drei letzten §§ behandelten Regeln der Allgemeingiltigkeit und Natürlichkeit der Aussprache fügen wir zunächst die der Deutlichkeit hinzu.

Was heißt deutlich sprechen? Dem Wortsinne nach: so sprechen, als deute man auf die Objekte der Rede hin, etwa mit dem Finger. Deutlich ist uns daher das Wort, das wir mit einer klar bewußten Vorstellung verknüpfen.

Fordern wir aber Deutlichkeit der Aussprache, so muß das einen etwas andern Sinn haben, nämlich den, daß die Aussprache es uns ermögliche, die Bedeutung des Wortes zu fassen, daß sie also verständlich sei. Dieser Forderung genügt der Sprechende, wenn er auf die Gliederung seiner Sätze bis zu dem Laute herab Gewicht legt, jedes Element zu seinem Rechte kommen läßt, das Wichtige vor dem weniger Wichtigen in angemessener Abstufung hervorhebt. Wer statt „einerlei" — arla, statt „Mutter" — murra spricht, dessen Zunge sondert nicht die Elemente

gehörig, sondern mengt sie zu einem ungenießbaren Brei. Wer die Worte in einander schiebt, sie zusammenschlabbert; wer die Nebensilben verschlingt und die Hauptsilben stoßweise herauswürgt; wer das Nebensächliche betont und das Bedeutsame zurücktreten läßt: der gliedert seine Rede nicht gehörig, der versündigt sich gegen die Deutlichkeit.

Die Aufschreie des lebhaften Affekts nennt man unartikuliert, ungegliedert, wie die Laute der Tierwelt. Sie sind undeutlich, so lange nicht die Veranlassung des Gehörten dem Verständnis zu Hilfe kommt; die menschliche Sprache aber soll auch ohne das Hinzukommen eines äußern Hilfsmittels verständlich sein.

In einer Rücksicht hat die Schrift größere Deutlichkeit vor dem Sprechen voraus: sie erleichtert die Übersicht der syntaktischen Gliederung, gestattet die Wiederholung, wenn etwa eine Verwechselung der Silben (wie ben oder men oder m) vorgekommen ist und giebt durch Zeichen Andeutungen des Sinnes, in welchem ein Satz genommen werden soll. Aber dennoch bleibt die gesprochene Rede ihr in jeder andern Beziehung an Verständlichkeit überlegen. Die Schrift erschwert die Auffassung charakteristischer Eigenschaften der Sprache, z. B. des Stimmausdrucks, der für Ironie und Scherz so wesentlich ist; ihr ist die ganze Steigerung vom schlichtesten Erzählton zum leidenschaftlichsten Pathos unzugänglich; jede musikalische Wirkung, die immer Unmittelbarkeit erfordert, geht in ihr verloren. Darum soll aber auch die lautbare Rede ihre eigentümlichen Vorzüge geltend machen, und das kann sie allein, wenn sie deutlich ist.

Freilich ist mit der Deutlichkeit noch nicht alles gethan, denn sie duldet immer noch Mängel, welche wir mit der Forderung: Befleißige Dich einer reinen Aussprache! verwerfen. Der Reinheit steht alles Beimengen von

Regelwidrigem und Unschönem gegenüber, wie das Quetschen der Worte, welches besonders im Südosten des deutschen Sprachgebiets und unter dem ungebildeten Volke am Rhein und anderswo verbreitet ist. Auch das geschmacklose Näseln, das man spottweis als charakteristisch für die Aussprache der Leutnants und — der Juden nachahmt; das Zerdrücken der Endungen, wodurch aus Leben — Le—m, aus klingen — kling (mit langgedehntem Schlußnasale) wird u. s. w., und die unordentliche Anähnlichung aller Laute, die in der Scheu, den Mund aus einer Stellung in die andere überzuführen, ihren Grund hat: das sind Fehler gegen die Reinheit der Aussprache.

§ 13.

Als ziemlich durchschlagendes, allgemeines Gesetz der deutschen Aussprache hat bisher das der Schriftgemäßheit gegolten: Sprich, wie die deutsche Rechtschreibung es fordert! Oft las und hörte man, daß ein Deutscher, der jenseit unserer Grenzen gegen Frankreich lebte, sich in dem Lande wähnte, „wo man nicht spricht, wie man schreibt"; ja, diese Redensart wurde zu einer Synekdoche, mit der man den Gegensatz welscher Unwahrhaftigkeit zu deutscher Redlichkeit aussprechen wollte, so sehr glaubte man in Deutschland Schrift und Sprache in Übereinstimmung gebracht zu haben! Nur auf diese Weise ist es erklärlich, daß die Orthographie als ihren obersten Grundsatz den hinstellen mochte, der Aussprache gemäß zu schreiben, während sie doch unmittelbar hinterher Schritt um Schritt durch die That dieser Forderung auswich. Es war ein Ringelreihen, der kein Ende nimmt bis zur Ermüdung und zum Überdruß der Mitspringenden.

Seit langer Zeit wurde man nach und nach auf die arge Täuschung aufmerksam, in welche man sich eingesuselt

hatte. Jetzt fängt auch dem gläubigsten Deutschen mittlerweile die Kluft zwischen seiner Aussprache und Rechtschreibung ungeheuer zu scheinen an. Viele haben schon einsehen gelernt, daß jene Regel, schriftgemäß zu sprechen, eine unerfüllbare und darum zwecklose, daneben aber auch eine verkehrte ist. Ist jemand zweifelhaft über die richtige Aussprache von äu und eu, was hülfe es dem, wenn man ihn auf die Buchstaben ä, e und u hinwiese? Dadurch würde man ihn zu einer nirgends üblichen, historisch und logisch vollständig sinnlosen Aussprache verleiten. Und doch las ich jüngst in dem Briefkasten eines der allerverbreitetsten, anspruchvollsten deutschen Wochenblätter eine Antwort an einen Ausländer, worin die Weisung gegeben wurde, beide Laute scharf zu unterscheiden, den einen mehr nach ä, den andern mehr nach e klingend zu sprechen. Natürlich muß eine deutsche Zeitungsredaktion wissenschaftlich unfehlbar, obendrein aber auch allwissend sein, weshalb es derjenigen, die eine solche Antwort gab, nicht zu verdenken ist, daß sie nicht klar heraus erklärte: wir sind in dieser Frage unwissender als die meisten Quartaner; allein so viel Mut der Ehrlichkeit sollte man doch von jedem, der mitreden will, erwarten dürfen, daß er nicht den Fragepunkt vollständig unter der Asche seiner Unklarheit vergräbt. Das Verführerische lag hier in der gänzlich verfehlten Schriftbezeichnung, auf die man, vielleicht unbewußt, den Grundsatz der Schriftgemäßheit anwendete.

Der ernste Lehrer der neueren Sprachen erwehrt sich des Lächelns nicht über jeden Versuch, die richtige Wiedergabe schwieriger Laute, wie des englischen th, des spanischen j (gleich dem niederländischen ch-Laute) u. s. w. durch einfache Zeichen lehren zu wollen; höchstens läßt er eine Figuration, welche sich der Orthographie der betreffenden Sprache anschließt, in Verbindung mit einer Erläute-

rung durch deutsche Laute zu. Was soll er also dazu sagen, wenn er unsere verwirrende Schreibung zur Norm der Aussprache machen hört? — Mit demselben Rechte, wie die Deutschen, können die Franzosen und selbst die Engländer behaupten, daß sie sprechen, wie sie schreiben.

Allerdings bietet die Verbreitungsgeschichte des Neuhochdeutschen Anlaß zu der Voraussetzung, daß sich hier die Aussprache von jeher nach der Schreibweise gerichtet habe; denn das moderne Deutsch hat seinen Ursprung in der Schreibstube, seinen Charakter von der Luther'schen Bibelübersetzung und der sich an die Sprache derselben anlehnenden gelehrten und schönen Litteratur. Jedoch das darf uns um so weniger beirren, als wir wohl wissen, wie wacker gerade Luther hineingriff ins Volle des Volkslebens und so das Kanzleideutsch zu einer Waffe umschmelzte, welche allen Stämmen der Deutschen handgerecht war. Wenn gleichwohl das traurige Geschlecht geistiger Sklaven, das ihm und seinen Genossen auf die Fersen trat, in der Wissenschaft und Kunst nur Frohnarbeit, nur Abschreibereien, geschmacklose Silbenklauberei und Gelegenheitsreime zu leisten wußte und damit in den folgenden zwei Jahrhunderten den Gottesfunken Lutherscher Sprachkraft fast erlöschen ließ: dann darf allerdings behauptet werden, daß in dieser Periode das Hochdeutsche nur eine von dem thätigen Leben abgeschlossene Bücherſprache war, daß es mit dem Volke nur mittels des Volksliedes und sehr weniger kleiner Kunstdichtungen noch in Berührung blieb. So lange das Deutschreden nur in den „teutschredenden" Gesellschaften gepflegt, unter den Gelehrten aber einem Staatsverbrechen gegen Sankt Zopf gleichgeachtet wurde; so lange jedes deutsche Wort den armen Schulbuben, die doch noch weder Deutsch noch Latein konnten, mit einem blauen Striemen auf dem Rücken angestrichen

werden durfte; so lange Thomasius und Leibniz noch nicht mit gewichtigem Vorgange für ihre heimatliche Sprache eingetreten, Liskows tötliche Satiren gegen die „heroische Beredsamkeit" unfähiger Deutschverderber noch nicht in das Land ergangen waren: so lange mußte die Sprache, die den Kohorten der Cäsaren Schauder und Grauen in die Seele geschrieen, die sich später als die Mundart der Weltherren durch die Thore Roms gewagt hatte, die in einem einfachen Mönche zu der, einen neuen Tag der Geschichte verkündenden Löwenstimme ward und die Freunde der uralten Nacht bis ins Mark hinein erbeben ließ, — so lange mußte diese Sprache sich bequemen, statt des Schmuckes einer Fürstin die Plunderflittern zu tragen, welche die anmaßlichen Idiome Altroms und Neugalliens ihr von ihren abgetragenen Kleidern übrig ließen; so lange mußte sie auch in Schweinsleder begraben liegen und konnte sie sich nicht erheben zu einer alle Deutschen umfassenden Volkssprache. Nur was „geschrieben stand", wußten die „würdigen, hochgelahrten, auch ehrsam fürsichtigen" Herren zu reden. Da unterstand sich kein selbständiger Gedanke, ein eigenes, die Person des Redenden deutlich abbildendes Gewand zu wählen; am allerwenigsten waren treudeutsche Gedanken da, welche, aus deutschem Gemüt hervorgesprudelt, in deutscher Rede frisch und lebendig gewirkt hätten. Und erst Klopstock, obgleich noch vielfach befangen im Philologenwahne der Vergangenheit, gewann innere Freiheit genug, um seine Eigenart und sein Deutschtum geltend zu machen. Es sollten Größere kommen als er. Wie Goethe, Herder und Uhland des Volkes geheimstes Fühlen seinen eigentümlichen Weisen ablauschten, so freute sich Lessing über jeden Fund gut volkstümlicher Rede (über Lehmanns Sammlung kerniger Sprichworte, über Logans Sinngedichte,

über manche Einzelheit, die dem Volksmunde durch die Schweizer und andere abgelauscht war); so brachte Schiller in allbeliebten, in Palast und Hütte gelesenen Dichtungen deutsches Wesen und deutsche Rede klang- und schwungvoll zur Aufnahme.

Und die Bahnen, die jene Gewaltigen wiesen, haben seitdem viele verfolgt, tiefer hinein, breiter nach allen Seiten. Eine beträchtliche Menge guter alter Ausdrücke, welche der Schriftsprache entschwunden waren, ist aufs Neue eingeführt (Heim, Halle u. s. w.); viele der entbehrlichsten Wortfremdlinge haben kernigen Neubildungen die Stelle räumen müssen; mancher Provinzialismus, manche Schallnachahmungen, manche scherzhaften Wortgestalten sind aus dem Munde des Volkes in das Hochdeutsche übergegangen. Und treue Pfleger des Deutschtums sind dem Hirten, Bauern, Kleinbürger und Wanderburschen nachgegangen, wie die Brüder Grimm, Hebel u. a., um die Denk- und Redeweise des Volkes in ihrer Unmittelbarkeit zu erhorchen und wiederzugeben. Vor ihnen hatte der Geistesgrößte unsers Vaterlandes, Goethe, mit unerreichbarem Feingefühl seine schönsten Gedanken in einer Behandlung dargeboten, die nicht nachgeformt war, sondern in wunderbarer Echtheit die ursprünglichste Volkstümlichkeit zeigte. Späteren Dichtern gelang Ähnliches wenigstens in einzelnen Liedern, vor allen den Geibel, Uhland, Hoffmann von Fallersleben und Heinrich Heine.

Seitdem ist es barer Unverstand, das Hochdeutsche andern Litteratursprachen und auch den deutschen Dialekten als eine dem Volke fremde Büchersprache gegenüber zu stellen. Nur an der Fähigkeit des Schriftstellers liegt es, die reinste Naivetät, die trauteste Volkstümlichkeit auch in hochdeutscher Redeweise darzustellen, und wer dazu einer Mundart bedürftig zu sein meint, — sollte es eben unter-

lassen, für Deutsche zu schreiben. Unter allen Mundartschriftstellern ist es der einzige Reuter, der einen sehr hohen Grad von natürlicher Wahrheit erreicht hat; aber jedes unverdorbene Gefühl wird auch dessen beste Leistungen in dieser Rücksicht nicht an Hermann und Dorothea, an den ersten Teil des Faust u. s. w. zu halten wagen. Hebel ist in seinen hochdeutschen Prosaerzählungen viel volkstümlicher als in seinen allemannischen Gedichten.

Die Schrift hat in Deutschland gegenwärtig von der mündlichen Rede zu lernen, nicht diese von jener. Daher ist es möglich geworden, daß denkende Leute, wie F. W. Fricke, eine gänzlich der Aussprache nachgebildete Rechtschreibung zu begründen unternehmen konnten und damit großen Anklang fanden. Der Regel: Schreib aussprachegemäß! wird sich, trotz des wunderlichen Sträubens Vieler, immer weiter die Orthographie unterwerfen, die Umkehrung derselben aber: Sprich schriftgemäß aus! wird erst nach der vollständigen Durchführung einer umfassenden Orthographiereform im phonetischen Sinne wieder einigen Wert gewinnen.

§ 14.

Ungeachtet des Gesagten hat die Untersuchung des Verhältnisses der Laute zu den Buchstaben, des Gesprochenen zu seinen Schriftsymbolen, für die Lehre von der richtigen Aussprache besondere Bedeutung. Selbst dem erfolgreichsten unserer Sprachforscher, Jakob Grimm, war, wie oft angemerkt worden ist, dieses Verhältnis nicht geläufig genug, um ihn vor Irrtümern zu bewahren, obgleich die Einsicht in dasselbe schon zur Zeit der Reformation dem Schullehrer Valentin Ickelsamer aufging. Gleich zu Anfang seiner großen deutschen Grammatik überschreibt Grimm ein Kapitel, das von den Lauten im Allgemeinen

handeln soll: „Von den Buchstaben insgemein.“ Kurz darauf sagt er: „In unserm Worte: Schrift drücken wir acht Laute mit sieben Zeichen aus, f stehet nämlich für ph,“ und gerade im Gegenteil hätte es heißen sollen: In „Schrift“ stehen sieben Zeichen für fünf Laute, denn sch steht für einen ganz einfachen Laut (der, nebenbei bemerkt, niemals dreiteilig, sondern höchstens zweiteilig, nämlich s—k oder s—g oder s—ch gesprochen worden ist). Grimm ging, leider auch bei der Aufstellung seines Lautwandelgesetzes, von den Buchstaben aus, ohne zu ermitteln, welche Bedeutung dieselben in der mündlichen Sprache gehabt haben. Die Orthoepie hat aber demgegenüber zuerst von der Schrift ganz abzusehen, den akustischen und physiologischen Charakter der Sprachelemente zu beschreiben, und alsdann die Übereinstimmung oder Abweichung des Gefundenen von seiner gewöhnlichen schriftlichen Bezeichnung zu untersuchen.

Zu keiner Zeit, in keinem Sprachgebiete sind Rede und Schrift jemals genau parallel gelaufen. Anfänglich war, wie sich besonders aus den Hieroglyphen der Egypter schließen läßt, die Schrift nichts als eine Symbolisierung des anschaulichen Satzinhaltes durch zeichnerische oder malerische Darstellung der den Substantiven entsprechenden Vorstellungen. Die Bewegung, welche der Verbalbegriff auffaßt, fand in der Stellung der abgebildeten Gegenstände ihre Bezeichnung; das Adjektiv trat in der Zeichnung nur soweit auf, als die rohen Mittel der ursprünglichsten Kunst es gestatteten. Je mehr aber das Bedürfnis, auch Abstraktes in Zeichen festzuhalten, sich vordrängte, desto mehr trat die gemalte Allegorie an die Stelle der unmittelbaren Bezeichnung der Anschauungen. Damit wurde die Bilderschrift allmählich zu einer konventionellen Symbolisierung von Begriffen, und das Wort löste sich aus dem Zu-

sammenhange des Satzes, um auch in der Bezeichnung selbständig zu werden. Auf dieser Stufe finden wir im Ganzen noch jetzt die Schrift der Chinesen.

Die Sprache der Urzeit (die wahrscheinlich aus lauter Ellipsen bestand, und zwar in jenen einsilbigen Worten, welche wir Wurzeln nennen) konnte sich anfänglich begnügen, mittels einsilbiger Worte die allen bekannten Vorstellungen und Empfindungen zu erwecken, wie auch wir noch durch Zurufe (Halt! O! Fort!) uns oft miteinander verständigen. Sobald aber die Reflexion sich an das Gegebene anknüpfte und Abstraktionen bildete, deren Inhalt nicht in der Anschauung vorhanden, sondern durch die geistige Thätigkeit eines Einzelnen neu erzeugt war, sobald erkannte man die Notwendigkeit, die einsilbige Wurzel durch andere zu determinieren. Dies geschah zunächst durch bloße Aneinanderreihung und Entgegensetzung, die Sprachen blieben noch einsilbige. Nach und nach verschmolzen die angereihten Silben, welche ja nur einen Begriff andeuteten, zu einem mehrsilbigen Worte. Dieser Vorgang wird Agglutination genannt (nach Max Müllers Vorgange) und erzeugte die anleimenden (agglutinierenden) Sprachen, zu denen z. B. die türkische und ungarische gehören. Nunmehr erschien das Wort durch Betonung gegliedert, weshalb die Satz- und Wortschrift (Hieroglyphik) nicht mehr ausreichte. Hatten aber die alten Zeichen im Grunde nur Einzelsilben dargestellt, waren sie als solche bloß allegorisch geworden, so konnte man sie ferner verwenden, wenn man die Nebensilben durch Abkürzungen wiedergab. So wurde statt des Stiers nur der Stierkopf und später nur das Gehörn gezeichnet. Der Stier war aber noch etwas anderes als ein Tier in der Seele der Menschen geworden, nämlich das Sinnbild der zeugenden Kraft, die man freilich noch nicht zu dieser

Begriffsreinheit, sondern als ein faßliches, persönliches Wesen dachte. Das Gehörn des Stiers konnte daher zugleich das Tier und den in ihm wohnenden Gott bezeichnen. (Daran erinnerten wohl noch die Hörner des Altars in dem altisraelitischen Tempel). Auch das Entstehen des Keims ließ sich so versinnbildlichen und manches Ähnliche. So verlor sich mit der Zeit die anschauliche Bedeutung der Hieroglyphen ganz und gar; diese wurden hieratische Zeichen, d. h. Abkürzungen der Bilder. Damit hatte die Schrift die Fähigkeit erworben, das in Silben gegliederte Wort als Silbenschrift darzustellen.

Weiterhin bemerkte man das Verschwinden einzelner Teile der Nebensilben, die Anähnlichung benachbarter, das Näherrücken sonst weiter von einander getrennter Wortteile. Wie sollte man nicht auch die Gleichheit einiger, den Unterschied anderer Silbenteile bei der Häufigkeit des Zusammentreffens jener und dieser herausgehört haben? — Man erkannte auch die Silbe als zusammengesetzt. Aber erst, nachdem man die Teile der Zusammensetzung immer wiederkehrend gefunden hatte, geriet man auf die schriftliche Fixierung derselben, zunächst der hervorstechendsten, später auch der übrigen. Eine abermalige Umbildung der Symbole, und zwar durch Verkürzung, war somit notwendig, und die Lautschrift (oder besser vielleicht: Elementarschrift) kam auf.

Wir brauchen nicht weiter auf diese Entwickelung einzugehen; denn das Gesagte beweist wohl hinreichend, wie wenig sich jemals die Aussprache nach der Schrift richten konnte. Fügen wir nur noch hinzu, daß von der Erfindung der Buchstaben (der Lautzeichen) an die schriftliche Bezeichnung im Ganzen genommen stehen geblieben und der Um- und Neubildung der Sprachelemente viel zu wenig gefolgt ist, so wird erhellen, wie ungenügend

eigentlich alle Schrift sich zur Wiedergabe der Sprache erweist. In manchen Punkten zeigt sich geradezu ein historischer Eigensinn der Schrift, wie, wenn e und o besondere Zeichen erhalten, ä, ö und ü aber nicht, obgleich jene beiden nur ebensolche Mittelglieder zwischen a und i einerseits, zwischen a und u anderseits vorstellen wie diese drei. Was demnach notthut ist eine Weiterbildung unserer Schrift zur Vollständigkeit, d. h. zu der Fähigkeit, jedes einfache Sprachelement durch ein einfaches Zeichen darzustellen. In diesem Sinne sind wieder die Bestrebungen des „Vereins für vereinfachte Rechtschreibung" (Vorsitzender: F. W. Fricke zu Wiesbaden) anzuerkennen. Da dieselben auch auf die Einführung einfacher Zeichen für einfache Laute (z. B. ch und sch) gerichtet sind.

Ist aber der Grundsatz richtig, daß die Schrift ausschließlich den Laut (oder sagen wir: die Sprachelemente), und weiter nichts, wiederzugeben hat? — Gerade die Geschichte der Schrift, nach unsern obigen Ausführungen, scheint dem zu widersprechen. Die Bilderschrift wollte den im Satze liegenden anschaulichen oder erdachten Inhalt festhalten; die Silbenschrift bezeichnete die durch Betonungsunterschiede hervorgehobene, durch scharfe Sonderung des gedanklich Wichtigen vom Unwichtigen erzeugte Gliederung der Begriffsbezeichnungen; die Elementarschrift entstand aus den beiden andern wie Guttenbergs Letterndruck aus dem Plattendruck seiner Vorläufer: nicht um eine andere Bedeutung in die Schrift zu legen, sondern um die alte auf bequemere Weise zu erhalten.

Einen andern Zweck als die Bilderschrift hat auch die heutige Elementarschrift nicht. Sie will den Inhalt der mündlichen Rede möglichst getreu und unterscheidbar in Zeichen festhalten. Die deutsche Orthographie hat man oft einen Augiasstall genannt, welcher der Reinigung

dringend benöthigt sei. Nun, mögen die Herkulesse, die sich ihn zu reinigen vorgesetzt, es ihrem Vorbilde nachmachen! Herkules reinigte den Stall, aber er wusch ihn nicht mit dem Scheuertuche aus; er trieb das gehörnte Vieh hinaus, aber die Krippen und Raufen ließ er drinnen; er leitete einen erfrischenden Strom hindurch (wahrscheinlich, weil er in der Schule gelernt hatte, daß frisches Wasser das Ammoniak begierig auffaugt), aber die alten Wände, Pfeiler, Decken ließ er an ihrem Orte.

Sollte die Rechtschreibung, so viel sie irgend vermag, ein genaues Abbild der mündlichen Rede herstellen, so müßte sie nicht bloß die Sprachelemente als solche, sondern auch die Satzpausen, die Betonung, die Quantität und den logischen und ästhetischen Charakter der Perioden kennzeichnen. Dazu reicht aber leider die vollkommenste Schrift nicht aus, und es ist ein Mangel, wenn nur ein Teil dieser Forderung sich erfüllen läßt. Glücklicherweise ist es der wichtigste Teil.

Auf Einzelheiten zu kommen, giebt es weiter unten noch Gelegenheit. Eine Frage jedoch mag, obgleich sie, genau genommen, nicht hierher gehört, kurz erörtert sein: Die viel umstrittene Frage des Gebrauchs großer Anfangsbuchstaben.

Die Lapidarschrift arbeitete nur mit Majuskeln. Sobald die Schriftstellerei, die Niederschreibung umfänglicherer Erzeugnisse des Geistes, begann, wurden die Buchstaben kleiner, sie wurden Minuskeln. Gleichwohl verzichtete man nicht völlig auf die Anwendung der Großbuchstaben, vielmehr hob man mittels ihrer irgend etwas Bedeutsames hervor, meist mit weitgehender Willkür. Diese Willkür wich nach und nach der Regel, wenigstens in einzelnen Punkten. Im Deutschen blieb sie bis über die Reformationszeit hinaus bestehen, und erst seit dem

Anfang der großen Litteraturbewegung im vorigen Jahrhundert verschaffte sich das Gesetz, innerhalb des Satzes nur das Substantiv mit dem Großbuchstaben auszuzeichnen, allgemeine Geltung. Neuerdings versucht man nun, anstatt dieser zur Gewohnheit gewordenen Schreibweise eine andere in Aufnahme zu bringen, nämlich nach dem Vorgange vieler modernen Sprachen nur den Eigennamen innerhalb des Satzes die Majuskel zuzuerkennen.

Man darf wohl zweifeln, ob man damit die Sache so unzweifelhaft ordnet, wie angenommen wird. Denn sicher ist die Unterscheidung des Eigennamens von andern Substantiven nicht viel leichter als die des Substantivs von den übrigen Wortarten. Aber auch zugegeben, daß ein Irrtum dort seltener als hier stattfindet, so hat doch die bisher innegehaltene Regel vor der neuen nicht unwesentliche Vorzüge. Erstens ist es gewöhnlich das Substantiv, auf welchem der Satzton ruht, viel seltener das Verb, noch seltener und nur in deutlicher Entgegensetzung ein anderes Wort. Der Eigenname ist in dieser Hinsicht nicht bevorzugt. Zweitens bekommt die Schrift durch die ausschließliche Minuskel ein sehr einförmiges, unschönes Ansehen, während die großen Anfangsbuchstaben der Substantive überall Ruhepunkte für das Auge, einen wohlthuenden Wechsel, anbringen. Drittens ist es gar nicht eine so verwickelte Aufgabe, die Substantive und substantivisch gebrauchten Worte zu erkennen, die Gewöhnung tritt sehr bald ein, und wenn jemand einmal hier oder da gegen die Regel fehlt, ist das unerheblich. Endlich viertens kann durch genauere, klarere Begriffsbestimmung in der Grammatik den Irrtümern noch in vielen Fällen vorgebeugt werden.

Was unserer Orthographie gebricht, ist nicht das Verfehlte der allgemeinen Regeln, sondern die inkonsequente

Durchführung derselben. Hier mag man bessern, nicht damit sich ein Minister an ein paar Buchstaben unsterblich dekretiere, sondern damit die wirklichen Vorteile der Reform erreicht werden: erleichterte Lernbarkeit, logische Festigkeit, durchgreifende Allgemeinheit unserer Rechtschreibung.

Im Übrigen kann die Schrift nichts thun, als der Sprachentwickelung nachhinken, ihr gelegentlich wohl mit einem Sprunge nahe kommen, aber sie schwerlich jemals völlig einholen; denn bevor eine Neuerung auf diesem Gebiete sich die Anerkennung aller errungen hat, ist an einer andern Stelle die Sprache schon wieder ein Stück voraus. Ich verkenne keineswegs die Wichtigkeit einer Verbesserung der Orthographie im phonetischen Sinne, möchte aber die Geschichte unserer Sprache nicht ganz außer Acht gelassen und das gute Maß auch in dieser Angelegenheit wirksam sehen.

§ 15.

Das gebräuchliche deutsche Schriftalphabet für deutsche Worte umfaßt folgende Buchstaben: a, ä, b, d, e, f, g, h, (ch), i, j, k, l, m, n, o, ö, p, q, r, s (sz), ſ, (sch), t, u, ü, v, w, z — im Ganzen dreißig. In Lehnworten finden sich noch c (für z oder k), x für ks (chs), y für ü (oder i). Jedem dieser Buchstaben steht eine Majuskel zur Seite, außer dem s und dem (gleichlautenden) sz, da S nur dem ſ entspricht.

Durch dieses Alphabet lassen sich nicht bezeichnen:

1) die Unterschiede der Quantität (die daher auf andere Weise anzudeuten sind),
2) die Unterschiede mancher durch denselben Buchstaben bezeichneten Laute (wie die ch- und h-Klänge nach und vor verschiedenen Vokalen).

3) wirklich vorhandene Einzellaute (wie der Nasal in hingen).

Ungenügend ist auch das Alphabet dadurch, daß es für einfache Laute zusammengesetzte, für zusammengesetzte einfache Zeichen hat (ch, sch, sz, z — c, x).

Die Quantität wird nicht an den Buchstaben selbst, sondern meist durch nachgestellte, zuweilen auch durch vorangestellte Zeichen dargestellt, und zwar nur bei Vokalen:

1) die Länge durch Vokal-Verdoppelung (Aas, Loos), Nachstellung des h (Hohn), Voranstellung des h (Thor), Nachstellung des e (nach i — Bier),
2) die Kürze durch Konsonantenverdoppelung (matt, Sonne).

In dieser Anleitung wird die Quantität an den Buchstaben selbst gekennzeichnet in der allgemein üblichen Weise: die Länge durch einen wagerechten Strich (–), die Kürze durch einen nach oben offenen Bogen (⏑).

Um nun gleich hier die Elemente der deutschen Sprache sogleich den Elementen der Schrift gegenüberzustellen, seien dieselben kurz angeführt und mit den Buchstaben verglichen.

Das Hochdeutsche (natürlich das regelrichtige) hat folgende Elemente ausgebildet: ā, ă, ä, ă̈, ō, ŏ, ö, ŏ̈, ū ŭ, ȳ (ṻ), ÿ (ŭ̈), ī, ĭ, ē, ĕ, ę (e in einigen Nebensilben wie be in lebe, ge in gelassen), ou (geschrieben au), oü (geschrieben äu und eu), ai (geschrieben ei und ai); b, d, f (auch v geschrieben), g, j, k (auch ch in Wachs, q in Qualm geschrieben), l, m, n, ñ (bald ng in lang, bald n in wan—ken geschrieben), p, r, s (auch sz in lasz geschrieben), ſ (in ſehen), sch (auch s in stehen, spalten geschrieben), t, w, z; ch, h (vor und nach jedem Vokale als harter bez. weicher Hauch in der Mundstellung

des Vokals gesprochen und danach natürlich modifiziert). — Auf die Abweichungen der Schreibung in Lehn- und Fremdworten ist hier nicht einzugehen.

Zweiter Abschnitt.

Die Aussprache im Einzelnen.

§ 16.

Für alle Sprachelemente ist es wesentlich, ob sie mit oder ohne Schwingungen der Stimmbänder (tönend oder tonlos) hervorgebracht werden. Nicht minder wesentlich ist es, ob der tönende bez. tonlose Atemstrom durch den Mund oder durch die Nase austritt, und ob derselbe in seinem Verlaufe so vollständig gehemmt wird, daß eine Pause entsteht, oder nicht.

Aber nicht hiervon ist die oberste Einteilung der Sprachelemente hergeleitet worden, sondern von der Funktion, welche dem Elemente innerhalb der Silbe zukommt: ob der Silbenton auf demselben ruhen kann oder nicht. So entstand die Unterscheidung von Vokal und Konsonant, und die frühere Grammatik nahm an, daß der Vokal nicht nur für sich allein eine Silbe bilden könne, sondern auch zur Bildung jeder Silbe notwendig sei, während der Konsonant nur mit Hilfe eines Vokals gesprochen werden und in der Silbe auch gelegentlich fehlen könne. Rapp erklärte („Physiologie der Sprache"): Vokal ist ein Laut, den man rufen kann, und behielt somit, obgleich er die natürlichen Bedingungen für die

Einteilung der Laute aufsuchen wollte, die alte Erklärung noch bei.

Selbst Brücke und seine Jünger blieben bei der hergebrachten Unterscheidung stehen, und erst die von Bell und Sweet beeinflußten Sprachforscher lehnten sich dagegen auf. Sievers (in seiner vortrefflichen „Phonetik") erklärte die strenge Sonderung von Vokal und Konsonant für irreleitend, da die Reihe der bis dahin so genannten Konsonanten ebensowohl für sich allein lautbar zu machen und silbenbildend sein könne wie die Vokale. Er unterschied daher Sonore (Klanglaute) und Geräuschlaute. Diese Trennung nach akustischen Gründen hat ihre Berechtigung, wenn in der That die Erklärung richtig ist, daß der Vokal singbar (für sich allein lautbar) und silbenbildend sei. Dem gegenüber drängt sich jedoch die Erwägung auf, warum erstens die Scheidung zwischen Konsonant und Vokal dem Gefühle so durchaus natürlich erscheint, daß es sich gegen eine Verwischung derselben sträubt, und warum zweitens von Alters her dieselbe maßgebend war für die Schreibung, die niemals eine Silbe ohne Vokalzeichen duldete. Offenbar muß der Ursache hierfür etwas tiefer hinein nachgeforscht werden, als bis jetzt geschehen ist.

Folgende Gründe sind es, welche hier die Beibehaltung der alten Einteilung veranlaßt haben:

1) in allen indogermanischen Sprachen hat der Ton der Stammsilbe stets auf dem Vokal geruht, und erst mit der steigenden Schwächung aller Vokale in den Nebensilben zu e ist nach und nach in diesen der Silbenton auf einen tönenden Konsonanten übergegangen, so daß hier überall ein Ausfall eines Lautes festzustellen ist;
2) bei den Konsonanten ist stets irgendwo im An-

satzrohr ein Abschluß des Kanals vorhanden, welchen der Atemstoß entweder kontinuierlich oder einmalig durchbricht, während bei den Vokalen höchstens eine Enge gebildet wird;

3) jedem Konsonanten mischt sich demnach ein Schall bei, welcher erst im Ansatzrohr entstanden ist, während bei den Vokalen der Stimmton (oder das Mundgeräusch des h und ch) unvermischt hervorbringt.

Anm. Der Abschluß des Kanals (unter 2.) ist natürlich so vollständig, daß der Atemstrom, ohne sich Bahn zu brechen, überhaupt nicht hervortreten kann. Ein bloßer Verschluß der Mundhöhle durch das Zäpfchen, bei freier Öffnung des Nasenkanals kann mit der vokalischen Natur eines Lauts sehr wohl bestehen.

§ 17.

Durch das Zusammentreten der Sprachelemente zu der Silbe ist ein Übergang von dem einen zu dem andern notwendig, der hörbar wird und Gleitlaut heißt. Bei dem Übergange von t zu s im z entsteht ein solcher Gleitlaut nicht, und daher kommt es wohl, daß hier sich ein einfaches Zeichen für zwei Laute findet. Ebenso verhielt es sich mit dem x und ps im Anlaut griechischer Worte. — Vernehmbar wird der Gleitlaut besonders bei im Inlaut stehenden Sprachelementen (in „horch!" und „Karl" z. B. zwischen r und dem folgenden Konsonanten so merklich, daß man gewöhnlich dort ein i, hier ein e eingeschoben glaubt). In „Flachs" finden sich Gleitlaute zwischen f und l, a und ch (k), ch (k) und s, da vom f die Zunge, die hinter der untern Zahnreihe lag, zum l nach dem Gaumen emporschnellen und sich ein wenig zurückziehen muß, während die beim a geöffnete Mundröhre zur Hervorbringung des k durch das Emporheben des Mittelrückens der Zunge geschlossen und verkürzt, zwischen

k und s aber verlängert und weiter nach vorne abgesperrt wird.

Wir haben hier es zunächst nicht mit den Gleitlauten, sondern mit den Sprachelementen selbst zu thun. Dieselben bieten der Betrachtung stets zwei Seiten dar: die eine ist ihre Schallwirkung, die andere ihre natürliche Erzeugung durch die Sprechorgane. Beide müssen für unsere Zwecke beachtet werden. Um jedoch nicht in Widersprüche zu verfallen und um einen einheitlichen Einteilungsgrund beizubehalten, ist bei den folgenden Erörterungen beobachtet, daß das System der Sprachelemente auf der Grundlage physiologischer Erwägungen aufgebaut wird.

§ 18.

Die Vokale sind entweder einfach oder zusammengesetzt. Diese Unterscheidung leidet allerdings an dem bedenklichen Mangel, daß sie den Begriff des Sprachelementes verwirrt; denn um diesen zu erklären, kann man die Bestimmung nicht entbehren, daß eine einzige, während der Dauer des Ganzen unveränderliche Stellung des Ansatzrohrs erforderlich sei, indes doch bei den zusammengesetzten Vokalen darin stets eine Veränderung eintritt. Ein Sprachelement ist eben das Erzeugnis, das bei einem, mit einigem Nachdruck wirkenden Atemstrom und einer sich gleichbleibenden Lage aller Teile des Ansatzrohrs entsteht. Jeder der im Hochdeutschen vorkommenden drei zusammengesetzten Vokale läßt sich daher in zwei Laute auflösen, ist also ein Diphthong.

Als ein solcher wäre, genau genommen, auch jede Verbindung eines Vokals mit h zu bezeichnen, und so würden sich auch dreiteilige Vokalzusammensetzungen (Triphthonge) ergeben (z. B. hei!). Allein für unsere

Zwecke können dergleichen Genauigkeiten schweigend umgangen werden, sie würden nur stören.

Besser gehen wir sogleich dazu über, die Vokale in tönende und tonlose zu sondern. Tönend sind diejenigen, bei denen die Vibration der Stimmbänder durch die verschiedene Mundstellung modifiziert wird, tonlos diejenigen, welche in der Mundstellung der Vokale ohne Mitwirkung des Stimmtons durch eine Reibung des Luftstroms an den Wänden des Mundes hervorgebracht werden.

Die tönenden Vokale sind a, ä, e, i, ü, u, o, ö; ou, oü, ai. Von denselben können die einfachen (die ersten acht) lang oder kurz gesprochen werden. Jeder lange Vokal hat im Hochdeutschen den doppelten Zeitwert des entsprechenden kurzen, im Übrigen sind Länge und Kürze desselben Vokals durchaus gleichförmig. Sobald beide von einander wegen abweichender Stellung des Ansatzrohrs verschieden sind, ist die Aussprache falsch. Damit ist die oberste Regel der Vokalaussprache festgestellt.

Auch die Konsonanten sind entweder mit Stimmton verbunden oder nicht, also tönend oder tonlos. Die tonlosen wieder können eine bloße Pause in der Rede darstellen (wie p, k, t) oder als Geräusch hörbar werden.

Es versteht sich von selbst, daß auch die Konsonanten verschiedene Dauer ihrer Hervorbringung zulassen, doch ist diese Thatsache für das Hochdeutsche bedeutungslos, da dieses nur eine scharfe, feste Aussprache der Konsonanten, nicht eine breite, nachlässige, gestattet und somit als Regel festhält: daß alle Konsonanten keine längere Dauer beanspruchen dürfen, als zu ihrer deutlichen Ausprägung unentbehrlich ist. In der getragenen Redeweise künstlerischer Vorträge ist die Dehnung der Konsonanten nicht immer verwerflich.

Um nun eine Übersicht über sämtliche Sprachelemente zu geben, mag folgende Tabelle hier Platz finden.

I. **Vokale:**

A. tönende:

1) einfache breite: ā, ă, ē, ĭ, ę̆, ă, ă, ĭ;
2) einfache runde: ū, ŭ, ō, ŏ, ŭ, ŭ, ŏ, ŏ;
3) zusammengesetzte: ou, oü, ai.

B. tonlose: h (in den verschiedenen Stellungen des Ansatzrohrs, welche der unmittelbar voraufgehende oder nachfolgende Vokal fordert).

II. **Konsonanten:**

A. tönende:

1) tönende Verschlußkonsonanten: b, d, g;
2) Nasale: m, n, ñ;
3) Zungen-Zitterlaute: r, l;
4) Zahnsauselaute: ſ, ȷ, j;
5) Gaumensauselaut: w;

B. tonlose:

1) einfache:
   a) tonlose Verschlußkonsonanten: p, t, k;
   b) tonlose Sauselaute: f, s, sch;
2) zusammengesetzte: z (im Anlaut), pf.

§ 19.

Die einfachen, tönenden **Vokale** erfordern teils eine breite, teils eine gerundete Stellung der Lippen, sind demnach teils breit, teils rund. (Weniger gut sind die für andere Zwecke nötigen Ausdrücke offen und geschlossen). Die breite Mundstellung erfordert, daß die Lippen dicht an den Zahnreihen liegen, die runde da-

gegen macht eine Verstülpung der Lippen, also eine Entfernung derselben von den Zähnen, nötig, wodurch die Mundröhre um etwas verlängert wird. Da nun jede Verlängerung des Ansatzrohrs bei einem Blasinstrumente, wie es unser Stimmorgan ja darstellt, den Ton erniedrigt, so klingen naturgemäß die breiten Vokale hell, die runden dumpf. Diese eigentümliche Wirkung wird der Eigenton der Vokale genannt. Nicht blos jeder Vokal, sondern auch jeder Konsonant hat seinen Eigenton. Daher kommt es, daß gewisse Laute nur bis zu einer begrenzten Tiefe und Höhe der Tonreihe gesungen werden können.

Die breiten Vokale: ä, e, i, ę sind bei geöffneten, an den Zahnreihen haftenden Lippen zu sprechen.

Das a kommt, wie bereits in § 3 angedeutet, in der thatsächlichen Aussprache des Hochdeutschen sehr verschiedenartig hervor. Fast alle die Formen, welche das Englische als richtig gelten läßt, kann man da hören, wohl auch noch andere. Das gilt freilich vorwiegend von dem langen a (ā); denn das kurze hat im ganzen Norden nur den richtigen Klang (wenn man dieses Gebiet nicht zu weit nach der Mitte hinschiebt). Das Wort Haß wird in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Pommern, Brandenburg, Hannover, Braunschweig und im nördlichen Westfalen beinahe überall gänzlich gleichartig ausgesprochen. Dagegen klingt es weiter nach der Mitte Deutschlands hin oft wie Häß, und vom Harz ab südlich fast wie Hoß (mit breitem o). In Hannover und den nächstangrenzenden nördlichen Landesteilen entspricht diesem reinen ă genau das ā vor r mit nachfolgendem p (warb), b (sie starben), f (Harfe), k (stark), ch (Sarg) und g (das Arge), dagegen nicht immer vor andern Konsonanten.

Für das a gilt, daß es mit breitester Mund-

stellung, bei völliger Ruhelage der Zunge (wie beim gewöhnlichen Atmen) gesprochen werden muß (also gleichlautend dem italienischen und französischen a). Das lange a darf nichts sein als eine Verlängerung des kurzen.

Das ā ist überall zu sprechen:

1) wo es im Auslaut (offener Silben) steht — la-ben, A-bend;
2) wo es durch ein Längezeichen der gebräuchlichen Orthographie gesichert ist — Stahl, Haar, Thal;
3) wo es sich vor einem einfachen b, g, m findet — Habsucht, Stab, gab, lag, Tag, Scham, heilsam, kam, (aber Lämpe);
4) wo ihm ein r mit nachfolgendem b, f, g, ch, k, m, p, v, w, z oder ein einfaches r folgt — warben, Harfe, darf, Arges, Arche, Barke, Arm, starb, Larve, Harz, — bar, Schar.

Unentschieden schwankt das a zwischen Länge und Kürze in manchen Silben, welche auf einen einfachen Konsonanten auslauten, wie in Bad, Rad, hat. Vorzuziehen ist in jeder geschlossenen (auf einen Konsonanten endigenden) Silbe die Kürze, da man damit der Richtung unserer Sprachentwickelung folgt, welche allmählich alle einfachen Vokale in geschlossener Silbe verkürzt.

Im Ganzen fällt gerade beim a, wenn es im Übrigen rein gebildet wird, der Quantitätsunterschied wenig ins Gewicht. Am allerwenigsten sollte man um einer Einzelheit willen, wie der Länge des a vor einfachem auslautendem b oder d, zwischen Süden und Norden Zwietracht säen.

Um von dem a zu dem ä überzugehen, hebt sich der mittlere Zungenrücken aus seiner Ruhelage, so daß seine Ränder die Oberzähne berühren. Für das e ist eine

weitere Hebung notwendig, welche den Zungenrücken hart an die Zahnhöhlen (Alveolen) des Oberkiefers bringt, während im Übrigen ä und e dieselbe Mundstellung verlangen wie a. (Die Zungenspitze verharrt also hinter der untern Zahnreihe, nur um ein Kleines zurückgezogen).

Geschichtlich betrachtet, bezeichnen e und ä dieselbe Stufe der Lautumwandlung; jedoch dient die Unterscheidung beider Laute im Deutschen zur Auseinanderhaltung der Worte, und phonetisch sind beide nicht weniger verschieden als e und i oder o und u. In unserer falschen Rechtschreibung, die, mit Lichtenberg zu reden, in diesem Falle eine rechte Falschschreibung ist, giebt es aber nur noch einen einzigen Punkt, der gleich vernachlässigt ist, wie die Sonderung des ä und e, nämlich den Unterschied des ſ und s. Daher rührt es, daß auch die Aussprache dieser Laute so gründlich verwirrt erscheint.

Wollten wir als Regel aufstellen: ä wie e werden überall gesprochen, wo das eine oder das andere geschrieben wird, so kämen wir erst recht aus der Skylla in die Charybdis; denn ein gewöhnlich als sehr kurzes e bezeichneter Laut (ę), der sich in vielen Nebensilben findet, hat mit e und ä wenig gemein, liegt diesem näher als jenem, verlangt aber zugleich eine geringe Zusammenziehung der Mundecken, und steht somit als Übergangslaut zwischen den breiten und runden Vokalen. Überdies schreibt man sehr häufig in geschlossenen, auf tönende Konsonanten auslautenden Silben ein e, das niemals gesprochen wird, also völlig stumm ist (und hier deshalb zuweilen durch ein Apostroph dargestellt wird).

Das lange e in Hauptsilben wird in seiner Reinheit gesprochen, wo es die hergebrachte Orthographie durch ein Längezeichen (Verdoppelung oder hinzugefügtes h) schützt,

wie in Schnee, ſehr, Meer, Thee, ferner wo es für ſich allein eine Silbe bildet: Eſel, Ehe, ver-e-deln; das lange ä hingegen überall dann, wenn es im Auslaut ſteht (Kä-ſe, näh-ren, Äh-re, Ge-ä-der) oder ein nachgeſtelltes h zu ſich nimmt: Nähr-ſtoff, Ge-währ, oder endlich für ē vor r: wer (= wär), der u. ſ. w.

Zweifelhaft iſt die gewöhnliche Ausſprache in Fällen, wo ein langes e den Auslaut bildet. Man hört die Hauptſilbe in le-ben, ge-we-ſen, neh-men ſowohl mit ē wie mit ä ſprechen. Hier aber iſt ä entſchieden als unrichtig zu tadeln; denn alle guten Schauſpieler halten ſich an das ē, die Gebildeten auch in der Unterhaltung, ſchöner iſt fraglos, beſonders bei Organen, die ohnehin zu dumpfem Klange neigen, der hellere als der dunklere Laut, und endlich: geſchichtlich ſteht das ē in derartigen Worten völlig feſt, da ſchon die Orthographie des Mittelhochdeutſchen hier immer nur das entſprechende Zeichen hat, das im Neuhochdeutſchen beibehalten geblieben iſt. Das ä tritt nur als ſogenannter Umlaut von ā oder ă in Ableitungen auf und muß deshalb in Worten wie: Rä-der, Stä-dte, Häs-lein auch in der Ausſprache zur Geltung kommen.

Schwieriger noch wird die Auseinanderhaltung des ĕ, ă und ę. Dieſes letzte findet ſich ausſchließlich in ſolchen Ableitungsſilben, die entweder auf das ę ſelbſt (offen) oder auf einen tonloſen Konſonanten (geſchloſſen) auslauten: gebe = gēbę, belastet = bę-las-tęt, liebes = lī-bęs. In Ableitungsſilben, die durch einen tönenden Konſonanten geſchloſſen erſcheinen, verſchwindet das in der Schrift feſtgehaltene e faſt immer; nur in der getragenen, feierlichen Rede klingt es zuweilen, durch beſondere Anſtrengung des Sprechenden, noch mit. Sonſt ſpricht man richtig: Ā-t'm, lē-g'n, Klai-d'r, Schē-m'l, mit bloßer Anſchleifung des Endlauts an den Anlaut der

Silbe, ohne einen Vokal irgend einer Art hören zu lassen. (Beim Gesange klingt es allerdings besser, zwischen die Konsonanten ein dunkles ă einzuschieben, das ja etymologisch wohl haltbar ist.)

Das ĕ ist nur in Hauptsilben richtig, wenn dieselben mit e geschrieben werden und nicht auf ein r auslauten; außerdem leider auch in manchen Worten, in denen das ä der Stammsilbe, wie es die Schrift noch immer hat, ganz ungerechtfertigt ist, wo ă also nicht Umlaut des ă ist. Richtig ist: nĕn-n'n, wĕl-z'n (denn Walze ist Ableitung von wälzen, nicht umgekehrt), drĕñt (von dringt, nicht von Drang), zwĕñt (von zwingen), trĕñkt (von trinken), wĕn-dęt (von winden) u. s. w. Dagegen falsch: mĕn-n'r (von Mann, also: măn-n'r), hĕn-dę (von Hand, also: hăn-dę).

Das ă findet sich überall, wo es für sich hat, daß es den regelmäßigen Umlaut von ă bildet; aber auch vor r in Stammsilben, die nicht selbständige Worte vorstellen. Das r scheint die deutsche Zunge geradezu von der e-Stellung mit Gewalt etwas weiter abwärts zu drängen, und das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß nur das Zäpfchen-r der Zungenspitze die gewöhnliche Lage hinter den Unterzähnen gestattet, jedes andere aber ein Emporschnellen derselben notwendig macht. Die Worte Herz, Berg, Stärke wie hĕrz, bĕrg, stĕrkę zu sprechen, erscheint fast unmöglich. (Daher auch dăr für dēr, wăr für wēr, und nur, wo ein Längezeichen das ē ausdrücklich vorschreibt, wie in: sehr, Gewehr bleibt es auch in der Aussprache, also: sēr, gę-wēr u. s. w.) Wichtig ist es, daß man das ă, wo es rechtmäßig in Stammsilben geschrieben wird, auch demgemäß spreche, ähnlich dem ă in englischen Worten wie: man, castle, gesprochen: măn, kăs-s'l, nur weniger lang gedehnt.

Gänzlich falsch ist das ä oder gar ä in der Endsilbe er, welche Maskulina bildet, z. B. in Redner, Tischler, Maurer. Man hört hin und wieder, besonders in Nordwestdeutschland: rēt-när (Redner) tisch-lär. Obgleich sich aus der Geschichte der deutschen Sprache zeigen läßt, daß diese Endsilbe aus āre, ăre entstanden ist, hat die heutige Aussprache, bis auf verschwindend kleine Strecken, in ganz Deutschland sich für den Wegfall jedes Vokals darin erklärt, höchstens duldet sie noch ein ę.

Gerade in der scharfen Unterscheidung des ē von ä, des ă von ĕ, ę und ' streng gegen sich selbst zu sein, ist eine gebieterische Forderung an jeden, der es mit seiner Aussprache ernst nimmt.

§ 20.

Die runden Vokale erfordern, wie schon oben gesagt, eine Verlängerung der Mundröhre nach vorne, also eine Verstülpung und Rundung der Lippen, wodurch diese von den Zahnreihen abgehoben und die Mundwinkel einander genähert werden. Die Zungenspitze tritt erheblich, etwa um eine Fingerbreite, von den Unterzähnen zurück, der Mittelrücken der Zunge hebt sich gegen den Gaumen, aber weiter rückwärts als beim e und i, und bildet so eine Enge in der Mundhöhle, durch die der Luftstrom austreten muß. Wie bei allen deutschen Vokalen ist auch bei diesen die Nasenhöhle durch das Zäpfchen abgeschlossen. Der Atemstrom wird wegen der durch den Zungenrücken gebildeten Enge weit mehr gegen die Weichteile der Mundbecke geleitet als bei den breiten Vokalen,

und dadurch wird die Klangfarbe nicht unwesentlich beeinflußt.

Zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands läßt sich die eigentümliche Verschiedenheit beobachten, daß der Norden die breiten Vokale zu runden sucht, der Süden es umgekehrt macht. Aus dem ĕ macht der Norddeutsche gern ein ŏ (zwölf für älteres zwelf, ölf für richtiges ĕlf), aus i ein ü (Hürt für Hirt ist gar nicht selten). Der Süddeutsche dagegen läßt gern die Sünde zur Sinde, das Mögliche zu dem Mēglichen werden. Nur das a bildet hier wie dort eine Ausnahme, denn dieses gerade wird im Süden gerundet, im Norden gegen ä hin geschwächt.

Natürlich sind beide Abweichungen falsch. Die Rechtschreibung bezeichnet die runden Vokale durchaus genau, so daß man die Regel aufstellen kann: Sprich jeden der runden Vokale in jedem Worte, in dem er geschrieben wird. Zweifelhaft ist nur die Schreibung von Hilfe und giltig und deren Ableitungen, und da also bliebe auch die Aussprache unentschieden, wenn nicht auch die meisten, die noch Hülfe und gültig schreiben, schon die breiteren Vokallaute in der Rede vorzögen. Ganz bestimmt wird sehr bald nur noch das i in diesen Worten (statt des ü) vorhanden sein.

Die Regel über die runden Vokale ist noch durch den Zusatz zu ergänzen: Sprich nie einen runden Vokal in Worten, in denen er nicht geschrieben wird.

Aber nicht blos runde und breite Vokale werden mit einander häufig verwechselt, sondern auch die runden unter sich. Das scheint daran zu liegen, daß die Stellung der sichtbaren Mundteile bei allen vier die gleiche bleibt und nur die der inneren, dem Auge verborgenen, verändert wird. Beim u ist die Enge, welche

der Zungenrücken mit dem Gaumen bildet, am weitesten rückwärts, dem Zäpfchen sehr nahe, gelegen und am kleinsten, die vor derselben gebildete (etwa flaschenförmige) Röhre am längsten; beim Übergange zum o flacht sich die konvexe Wölbung der Zunge ein wenig ab und wird um etwas weiter nach vorne verlegt; beim ö und ü rückt die Zungenspitze der unteren Zahnreihe näher, die Röhre vor der Enge wird bedeutend verkürzt, und statt des mittleren erhebt sich der vordere Zungenrücken, beim ö ist die Wölbung der Zunge sehr gering, etwa wie beim ä, beim ü stärker und am weitesten nach vorne verlegt wie beim i. Sehr nahe stehen einander drei Vokalpaare, die je aus einem breiten und einem runden Laute bestehen, da die Lage der inneren Mundteile beinahe dieselbe bleibt, soweit nicht die Stellung der Lippen abändernd einwirkt. Es sind a und o, ē und ö, ü und i. Ebenso unterscheiden sich nur durch die vermehrte oder verringerte Wölbung der Zunge: e und ä, u und o, ü und ö. Durch dieses Verhältnis wird es verursacht, daß sehr häufig das eine Glied dieser Vokalpaare fälschlich statt des andern gesprochen wird. Es ist daher genauer Beachtung wert, gerade die abweichende Mundstellung und den verschiedenen Klang der einzelnen, hier paarweis zusammengestellten Vokale sich fest einzuprägen.

Das r hat, wenn es einem breiten Vokale folgt, leicht den Einfluß, den entsprechenden runden hervorzudrängen, vorzüglich gilt das für den Inlaut der Worte. Kein Vokal leidet darunter so sehr wie das i, welches ja im Englischen schon durch das r vollständig zu (offenem) ö verwandelt erscheint.

§ 21.

Ehe wir zu der Ausſprache der zuſammengeſetzten Vokale übergehen, iſt auf den Unterſchied der offenen und geſchloſſenen Form der Vokale aufmerkſam zu machen. Nicht im reinen Hochdeutſch, wohl aber in den deutſchen Mundarten giebt es Mittelglieder zwiſchen jedem runden und dem ihm entſprechenden breiten Vokale (a — o, e — ö, ü — i). Dieſe Mittelglieder erhalten, wenn ſie dem runden Vokale am nächſten ſtehen, den Namen der offenen, wenn ſie dem breiten am meiſten verwandt ſind, den Namen der geſchloſſenen Laute. Zwiſchen a und o beobachtet man das geſchloſſene a (å) und das offene o (ŏ), zwiſchen e und ö, das geſchloſſene è und das offene ö, zwiſchen ü und i das offene ü.

Von dieſen Mittellauten macht das Hochdeutſche nur in der Zuſammenſetzung der Diphthonge Gebrauch, und zwar fügt es zuſammen: das offene o und das reine u zu ou (geſchrieben: au), das offene o und das offene ü zu oü (geſchrieben: äu und eu).

Der dritte der hochdeutſchen Diphthonge wird aus reinem a und einem gedämpften (dem e genäherten) i gebildet. Wir bezeichnen ihn durch ai, während die Rechtſchreibung dafür ſelten daſſelbe Zeichen, vielmehr gewöhnlich ei hat.

Schon die Thatſache, daß das ou im Mittelhochdeutſchen niemals mit a, ſondern ſtets mit o geſchrieben, und daher gewiß auch ähnlich geſprochen wurde, ſollte Hinweis genug ſein, um dieſen Diphthong vor jeder Zerquetſchung ins Breite zu bewahren. Sie wird aber noch auf das Stärkſte unterſtützt dadurch, daß es faſt unmöglich iſt, das reine a mit dem u zu verſchmelzen, höchſtens geht das mit å und u an. Die Ausſprache der Hannoveraner, die ſich nach der irrigen Schreibung gebildet hat, zeigt hin-

reichend, wie nötig es ist, gerade die Vokalzeichen nach strengsten phonetischen Prinzipien schriftlich darzustellen; denn statt öu sucht der Hannoveraner das breite æ und das runde u schnell aneinander zu schleifen und bleibt damit natürlich auf der Hälfte des Weges stecken, so daß er fast nie etwas anderes als ein gedehntes, nicht ganz reines a hören läßt, also Hās statt Haus, lā'r statt lauer. Auch das u muß sich eine geringe Annäherung an das o gefallen lassen, wenn ein klangschönes, richtiges ou hervorkommen soll, die Zunge darf nicht ganz so weit rückwärts gezogen, wenn auch gleich stark gewölbt werden, wie beim einfachen u, und so bildet sich ein Mittelglied zwischen o und u. Um nun aber nicht in einen Fehler zu verfallen, welcher dem der Hannoveraner gerade entgegengesetzt ist, darf man auch nicht, wie man es in Bremen und dessen Umgegend hört, ein reines o mit einer ganz unbedeutenden Abweichung verdoppeln und etwa ŏŏ hören lassen. Dadurch wäre der nächste Schritt gethan, aus dem schönen deutschen Diphthong, den wir zur Wortunterscheidung nicht entbehren können, in französischer Weise ein reines ō zu machen. Immerhin ist es noch schlimmer, wenn man das Vorbild der Hannoveraner übertreibt und mit den Frankfurtern das ou in ein unausstehliches, halb genäseltes ă verdreht.

Der erste Laut in oü wird gewöhnlich ebenso gebildet wie der entsprechende Laut des ou, und das ist fraglos das Richtige, da nur so die etymologische Zusammengehörigkeit beider Diphthonge gewahrt wird. Freilich scheint der Mecklenburger, der das ou ziemlich richtig spricht, den Umlaut aus dem ersten Laute herleiten zu wollen, indem er sein öü formt, doch thut er offenbar des Guten zu viel, wenn er die Umlautung verdoppelt; sträubt sich nun sein gesunder Sinn gegen öu, so kann er nicht anders als die Verkehrtheit seiner Aussprache zugeben.

Oft wird das oü nicht als dem ou, sondern als dem ai naheſtehend angeſehen und daher aus reinem o und gedämpftem (e-ähnlichem) i zuſammengeſetzt. Dadurch kann aber gleichfalls nur etymologiſche Verwirrung hervorgerufen werden, und ſo wird es bei unſerer Regel bleiben müſſen; das oü aus offenem ŏ (o̊) und offenem (dem ĭ genäherten) ŭ zu bilden.

Ein Unterſchied, wie ihn die Schrift in der zweifachen Bezeichnung durch äu und eu darſtellt, iſt für die Ausſprache durchaus nicht nachzuahmen. Wohl iſt das eu häufig, aber bei weitem nicht immer, aus früherem iu entſtanden, während ſich das äu vorzugsweiſe, aber auch längſt nicht in allen Fällen, als Umlaut des au ausweiſt; jedoch iſt in ganz Deutſchland keine Verſchiedenheit beider Diphthonge mehr wahrnehmbar, und ſelbſt der Mecklenburger will durch ſein öü keineswegs blos einem der beiden Zeichen gerecht werden. Wenn das äu in Häuſer anders klingen ſoll als das eu in heute, wie will man die Abweichung hörbar machen? Und iſt dann in Säule ein äu oder ein eu zu ſprechen? in Heu (von hauen) ein eu oder ein äu? Kurz, wo und wann will man anfangen und aufhören? — Es iſt nutzlos, es iſt zwecklos, es iſt widerſinnig, einen ſolchen Unterſchied aufzuſtellen, mehr läßt ſich wohl nicht ſagen. Was der Sprachforſcher zur Klärung geſchichtlicher Umformungen beibehalten muß, kann der Gebildete für ſeine Ausſprache ruhig über Bord werfen, wenn es veraltet, verwirrend und ohne Zweck iſt.

Das ai iſt zuſammengeſetzt aus reinem ă und gedämpftem ĭ, nicht etwa aus ă und ĭ oder ē und ĭ, wie man es nicht ſelten beobachtet (letzteres beſonders in Berlin und dem von ihm direkt abhängigen Dia-

lektgebiete); auch nicht aus geschlossenem ā (å) und i (wie es die sogenannte Mauschelmundart mancher Juden und stellenweis auch ein süddeutsches Idiom wahrnehmen läßt).

Die Orthographie giebt durch die Bezeichnung ei, die sich leider mehr und mehr an die Stelle des verständigeren ai setzt, zu vielfachen Irrtümern Anlaß. Leute, die an phonetische Auseinandersetzungen nicht gewöhnt sind, leiten daraus die wunderlichsten Folgerungen ab, z. B. daß der erste Laut des Diphthongs zwischen a und e stehen müsse. Sie bemerken nicht, daß ihrer Vorschrift gemäß notwendig ein unerträgliches äi herauskommt. Die mittelhochdeutsche Orthographie kann in dieser Sache in keiner Hinsicht maßgebend sein, denn am gewöhnlichsten steht, wo sie noch ī hat, im Neuhochdeutschen das ei, und wo sie ei hat, schreibt man oft gegenwärtig, und zwar seit Jahrhunderten, ai (mhd. meit = nhd. Maid, mhd. weise = nhd. Waise, mhd. meie = nhd. Mai u. s. w.). Die landläufige Aussprache bestätigt aber keine Verschiedenheit des Diphthongs in denjenigen Worten, die mit ai oder mit ei geschrieben werden. Überdies ist es der deutschen Zunge nicht gegeben, den zweiten Laut, der überall mit i bezeichnet steht, als reines i zu bilden; sie nähert denselben stets dem e, und somit bleibt bei der Zusammenkoppelung dieses Mittellauts mit reinem ē nichts mehr von dem Diphthong, der doch um der Deutlichkeit der Sprache willen jedenfalls nötig ist. Nur die oben gegebene Regel sichert vor solcher Verderbnis und hat zugleich die nur hin und wieder angezweifelte Überlieferung für sich.

Daß alle drei hochdeutschen Diphthonge schnell an einander geschleift werden, ist bis jetzt hier nicht angemerkt worden, weil diese Vorschrift allzu bekannt und niemandem zweifelhaft ist. Bei dem Übergange aus der Mundstellung des ersten in die des zweiten Vokals entsteht aber ein

Gleitlaut (s. § 17), dessen Hervorstechen allerdings durch die von uns aufgestellten Regeln auf das geringste Maß beschränkt wird; denn der Atemstrom tritt ununterbrochen während der Dauer beider Laute aus. Hierdurch ist es gerechtfertigt, die Diphthonge als besondere Gruppe der Vokale anzuführen.

Immer liegt der Ton des Diphthongs auf dem ersten Vokale, der deshalb auch einen etwas größeren Zeitwert hat als der zweite, indem dieser jenem nur mit kaum meßbarer Kürze angeschleift wird. In getragener Rede, sowie beim Gesange kann demnach eine Dehnung des Diphthongs auch nur den ersten Vokal treffen, die des zweiten ist verkehrt und höchst unschön, vorzüglich aus dem Grunde, weil alsdann statt des erforderlichen o̲ü, i̲ü und e̲i die ganz entsprechenden reinen Laute hervorgezwängt werden.

§ 22.

Bildet sich die Form des Ansatzrohrs, welche für irgend einen Vokal nötig ist, bevor die Stimmritze geschlossen ist, und streicht dabei der Luftstrom schon hindurch, so entsteht ein Vokal ohne Stimmton, ein tonloser Vokal. Ein solcher ist natürlich in jeder vokalischen Mundstellung möglich, und folglich steht jedem tönenden ein tonloser Vokal gegenüber. Gleichwohl hat die Schrift nur ein einziges Zeichen für alle: das h. Nicht nötig ist hier eine weitere Ausführung über die verschiedenen Formen dieses Lautes, da kein Deutscher Zweifel hegt, wie er sie zu erzeugen habe, selbst dann nicht, wenn die Mundart seiner Heimat mit den tonlosen Vokalen so wunderlich umspringt, wie die im hannoverschen Wendland gesprochene, welche (ähnlich dem Slang der untern Gesellschaftsschichten Londons) keinen Hauch hat, wo die Schrift das h setzt, wohl aber vor jedem anlautenden Vokale.

Jede Verbindung von h mit einem nachfolgenden Vokale besteht hiernach aus einer Verdoppelung des letzteren, und zwar in der Weise, daß derselbe Laut zuerst tonlos und alsdann tönend hervorgebracht wird. Sehr wohl kann man deshalb den anlautenden vokalischen Hauch als bloße besondere Form des Stimmeinsatzes ansehen, wie das Griechische that, welches ihn durch das Zeichen des Spiritus über dem Vokalbuchstaben als zu diesem gehörig hervorhob. Während aber das Griechische einen Unterschied zwischen etwas stärkerem Hauche (Spiritus asper) und etwas schwächerem (Spiritus lenis) kannte, fällt ein solcher im Deutschen gar nicht auf. Jeder glaubt dasselbe h zu sprechen, wenn er sich Mühe giebt, nicht nur in Hand, sondern auch in Vorhand den Hauch hören zu lassen, und doch bringt er es in diesem Worte nur zu einem Spiritus lenis, wenn er nicht die Brust und den Kehlkopf über Gebühr anstrengt. Derartige Gewaltsamkeit ist unnötig und verbietet sich in der fortlaufenden Rede von selbst, nur gänzlich fehlen darf der Hauch nicht.

Das Hochdeutsche scheint in unserer Zeit die Tendenz zu haben, das inlautende h nach und nach aufzugeben. Gewiß sind wir auf dem besten Wege, es auszuscheiden, da auch die Schrift schon anfängt, die Endung hen, wo sie auf ē folgt, mit der vorangehenden Stammsilbe zu verschleifen. Fast allgemein hört man in der Unterhaltung nicht mehr sehen, gehen, wehen (d. h. sēh'n, gēh'n, wēh'n), sondern sēn, gēn, wēn.

Das Mittelhochdeutsche scheint das helle ch (wie wir es in ich, Blech hören lassen) mit dem h identifiziert zu haben, denn es schreibt h auch im Auslaut, obgleich es das ch gleichfalls verwendet. Daß die Besonderung des hellen und des dunkeln ch in der Orthographie nicht rein durchgeführt wurde, kann uns bei der Unklarheit, welche

in jenen Tagen noch über phonetische Angelegenheiten herrschte, nicht wundern.

§ 23.

Nach unserer Übersicht in § 18 zerfallen auch die **Konsonanten** in tönende und tonlose. Für unsere Zwecke wäre es jedoch ungeeignet, jede der beiden Klassen für sich abzuhandeln; denn dadurch würden wir nicht nur zu Wiederholungen gezwungen werden, sondern auch weniger Übersichtlichkeit und Sicherheit der Regeln in den Kauf nehmen müssen. Besser ist es hier, die meisten der tönenden Konsonanten mit ihren tonlosen Verwandten zusammenzustellen. Denn vielfach finden sich im Hochdeutschen solche Konsonantenpaare zusammen, deren einer Komparent meist im Anlaut der Silben verwendet wird, indes der andere gewöhnlich im Auslaut auftritt (z. B. b und p). Gemeinhin wird der tonlose Komponent als harter, der tönende als weicher Konsonant bezeichnet.

Die Konsonantenpaare des Hochdeutschen sind: b — p, d — t, g — k, j — ch, ſ — s, w — f. Isoliert stehen m, n, ñ, r, l, sch und z. Allein das m steht dem b so nahe, daß es mit demselben vereinigt besprochen werden kann. Und ebenso hat das ñ mit dem g und k einerseits, mit dem n anderseits so viele Berührungspunkte (wenn sie auch nicht gerade phonetischer Natur sind), daß wir diese vier Sprachelemente zusammenreihen müssen. Auch r und l können ihrer eigentümlichen Klangverwandtschaft und ihrer häufigen Verwechselung wegen hier nebeneinander stehen; das z aber reiht sich ungezwungen der Gruppe ſ — s an. Die klarste Übersicht erhalten wir, wenn wir im Anschluß an § 18 in folgender Weise ordnen:

1) Verschlußkonsonanten, sowohl tönende als tonlose,
2) Sauselaute beider Arten nebst dem z,

3) Zungenzitterlaute,
4) Nasale.

Demgemäß wird in den nächstfolgenden §§ verfahren werden.

§ 24.

Die Verschlußkonsonanten b, d, g, p, t, k zeichnen sich dadurch aus, daß, um sie hervorzubringen, der Mundkanal für einen Moment sich vollständig abschließen muß, wodurch eine Pause entsteht. Während dieser Pause ist aber der Ausatmungsstrom bereits in Thätigkeit. Er bleibt jedoch hinter der Verschlußstelle und tritt nach der Lösung des Verschlusses mit erhöhter Kraft aus. Bei b, d, g hat der austretende Atem außer der Hemmung in der Mundhöhle auch noch die durch die Verengung der Stimmritze bewirkte zu überwinden, bei p, t, k nur die erstere. Dort ist er demzufolge mit Stimmton verbunden, hier nicht; b, d, g sind daher tönende, p, t, k tonlose Verschlußkonsonanten. Zu Lauten (d. h. hörbar) werden alle erst durch die Lösung des Verschlusses, der bei den tonlosen bedeutend fester ist als bei den tönenden. Bei allen ist die Nasenhöhle mittels des Zäpfchens gegen unten abgeschlossen.

Beim p und b wird der Verschluß des Mundkanals durch die Lippen bewirkt. Die Zunge ist in ihrer Ruhelage, die Luft sammelt sich im ganzen Mundraume. Während aber beim b der Atemstrom bereits vor der Öffnung der Lippen tönend ist, entsteht der eigentümliche Klang des p erst durch diese selbst.

Der Mundverschluß, welcher für die Erzeugung des t und d erforderlich ist, geschieht dadurch, daß die Zunge sich mit ihrem äußersten Spitzenrande zwischen die Zahn-

reihen und mit dem vorderſten Teile des Rückens feſt gegen die Oberzähne legt, ſich alſo nach vorne wölbt.

Für k und g entſteht der Verſchluß ſo, daß der hintere Teil des Zungenrückens ſich gegen den Gaumen ſtemmt. Inbezug auf den Stimmton verhalten ſich t zu d und k zu g ebenſo wie p zu b.

Im Allgemeinen wird in Norddeutſchland überall jeder tönende Verſchlußkonſonant von dem zugehörigen tonloſen im Anlaut der Silben richtig unterſchieden. Im mittleren und ſüdlichen Sprachgebiete hingegen herrſcht eine Vermiſchung beider Lautarten, denn dort findet ſich im Silbenanlaut weder der richtige tonloſe, noch der richtige tönende Konſonant, und ſo iſt der Durcheinanderwürfelung beider in Rede und Schrift Thür und Thor geöffnet. Wir wollen uns nicht auf die Meinungsverſchiedenheiten der Sprachphyſiologen, welche die ſüddeutſchen Verſchlußlaute betreffen, des Näheren einlaſſen; es bleibt hier gleichgiltig, ob man dieſelben als tonloſe mediae oder als tönende tenues oder als ſonſt etwas betrachtet; uns genügt, daß der Stand unſerer heutigen Sprachentwickelung die ſüddeutſche Ausſprache für verwerflich erkennen lehrt. Wo ſoll das Deutſch der Gegenwart bleiben, wenn Pein und Bein, Paß und Baß, Tier und dir und — dürr, Taxe und Dachse, kalt und galt, Kasse und Gasse, Karden (Distel) und Garten und Karten in unenträtſelbarer Weiſe verwechſelt werden? — Der Norddeutſche, wenn er als Lehrer nach dem Süden kommt, iſt ganz ratlos vor der Menge unmöglicher orthographiſcher Schnitzer, die ihm von ſeinen Schülern vorgelegt werden. Nein, die ganze Verwechſelung des mir und mich, wie ſie ſich der Berliner zu Schulden kommen läßt, iſt hiergegen eine verzeihliche Kleinigkeit.

Unbedingt muß das als durchgreifende Regel befolgt

werden, daß im Anlaut der Silben genau derjenige Verschlußkonsonant zu sprechen ist, den die bisherige Rechtschreibung bezeichnet.

Wo b und d im Auslaut der Silbe vorkommen, sind Süden und Norden einträchtiger. Der Süden verschärft in diesem Falle seinen Mittellaut, der Norden spricht sein reines p und t, aber etwas weniger kräftig: so reichen beide einander brüderlich die Hand, und einer hat dem andern nichts vorzuwerfen.

Aber über den Klang des g im Silbenauslaut kommt es sofort aufs Neue zum Zwiespalt. Der Norden sollte auch hier seiner Regel, die er inbetreff des b und d beobachtet, folgen; allein er hat sich ganz allgemein für ch entschieden; der Süden aber beharrt folgerichtig bei seinem verschärften Mittellaute zwischen k und g, und hat dabei die Grammatik für sich, da das Mittelhochdeutsche noch überall k hat (durch c dargestellt). Für schöner mag man ja immer das ch im Auslaut halten, wie Palleske („Kunst des Vortrags"); aber ist weiter nichts dafür vorzubringen, so muß die Aussprache des deutschen Südens als die einzig regelrechte bezeichnet werden. Freilich dringt das ch in der gebildeten Gesellschaft immer weiter vor, und der Norddeutsche kann die Bezugnahme auf den früheren Stand der Sprache damit zurückweisen, daß er sagt: Nun wohl, früher war das k richtig, jetzt aber ist die tenuis an dieser Stelle bereits in die aspirata übergegangen, und daß derselbe Vorgang nicht längst auch beim p und t eingetreten, will wenig bedeuten. Er kann für diese Inkonsequenz der Sprache noch anführen, daß die aspirata von t im Deutschen der tenuis gleichlautet, daß nur die Schrift ein th kennt, und daß, solange es eine deutsche Sprache giebt, auch das p keine von der tenuis lautlich verschiedene aspirata gehabt hat (denn f

ist eine solche nicht). Vielleicht entsprachen diejenigen aspiratae, welche den früheren deutschen tenues folgten, genau unsern norddeutschen tonlosen Verschlußkonsonanten, die früheren tenues aber den süddeutschen Mittellauten, und nur die mit der Zeit auftretende Verschärfung des Atemstroms bei der Lösung des Mundverschlusses wurde als eine spirans angesehen, welche mit der tenuis verschmolzen sei. — Sonach entscheiden wir uns für das ch im Silbenauslaut.

In der fortlaufenden Rede ist jeder Verschlußkonsonant, wenn ihm nicht eine Pause vorangeht, von zwei Übergangslauten begleitet, die eben durch Öffnen und Schließen des Mundkanals hervorgerufen werden. Besonders ist das der Fall, wo ein kurzer Vokal vorhergeht, die Schrift also eine Verdoppelung des Buchstabens aufweist. Keineswegs sind alsdann zwei gleiche Verschlußkonsonanten zu hören, vielmehr ist das, was man als solche ansieht, nichts als der Übergang zur vollständigen Hemmung des Atems einerseits, zur Lösung desselben anderseits. Man spreche sich nur Worte wie Ecke, Egge, Widder, Gewitter, Ebbe, Steppe laut und langsam vor, um dies bestätigt zu finden.

§ 25.

In der Mitte zwischen den Verschluß- und den Sauselauten stehen f, th (nach englischer Aussprache) und ch. Man kann diese drei nicht mehr zu jenen rechnen, da kein vollständiger Abschluß des Mundkanals, und also keine vollständige Hemmung der Exspiration dabei erfolgt, und wenn wir sie hier nach ihrem akustischen Effekte zu den Sauselauten gruppieren (die Bezeichnungen sind allerdings gegen unsern Grundsatz nicht immer von der Mundstellung entlehnt, weil andere sehr weitläufig geworden wären), so

sollen sie damit nicht in einen schroffen Gegensatz zu der im vorigen § behandelten Gruppe gestellt werden.

Das th, ein Vermittelungsglied zwischen der p- und t-Reihe der Konsonanten, kommt im Hochdeutschen nur fehlerhaft, bei fistelnder Aussprache, vor, nämlich für s und ſ. Das f und ch dagegen finden sich häufig, dieses nur im In- und Auslaut, jenes daneben auch im Anlaut der Worte. Geschichtlich wandelt sich das k zu ch um, wie sich in allemannischen, schweizerischen und andern südlichen Mundarten noch gegenwärtig beobachten läßt. Es ist keine Frage, daß wir es hier mit einem richtig aufgestellten Lautwandelgesetze zu thun haben. Anders verhält es sich mit dem f. Aus p bildet sich im Deutschen, wo es im An- und Inlaut steht, erst stets ein pf, und erst darauf ein f. Dieser Unterschied ist im § 24 als wesentlich geltend gemacht, um eine Regel der Aussprache etymologisch zu begründen.

Über die Aussprache des f herrscht kein Zweifel: die Mundstellung des p wird so abgeändert, daß die Oberzähne auf die Unterlippe gestellt werden, so daß der tonlose Atemstrom seitlich austritt. Nimmt dabei das Lippenpaar zuerst seine feste p-Verschlußstellung an, um sich erst darauf zum f schnell zu verschieben, so erhält man das pf. Wird dagegen in der Mundstellung des f ein tönender Atemstrom hervorgebracht, so ergiebt sich das w.

Das ch richtet sich wie das h nach dem vorangehenden und nachfolgenden Laute. Es wird ohne Stimmton ein scharfer Hauch durch die schon gebildete Mundstellung getrieben. Somit giebt es so viele verschiedene ch-Laute, wie überhaupt Laute (Konsonanten so gut wie Vokale) mit dem ch in derselben Silbe zusammentreten können. Nur nach r und l ist das ch selbständiger, weil es mit der Zungenbewegung dieser Konsonanten nicht zu vereinigen

ist. — Mundartlich tritt oft nur eine einzige Art der ch-Laute auf, die hervorgebracht wird in der Mundstellung des a und nur wenig modifiziert erscheint, wenn die Lippen sich mehr oder weniger runden. Dieses ch ist gleichlautend dem der niederländischen Sprache und ungefähr übereinstimmend mit dem Laute, den das Spanische früher durch x, jetzt durch j bezeichnet (Mejiko, Quijote u. s. w.). Im Hochdeutschen sind alle Formen des ch gleichberechtigt, und demnach ist es grundverkehrt, die Besonderheiten, welche irgendeine Mundart bei diesem Konsonanten festhält, nachzuahmen. Vor allem darf das ch nicht so stark herausklingen, daß es von dem Zäpfchen-r kaum zu unterscheiden ist.

Das f wird überall gesprochen, wo die bestehende Orthographie in rein deutschen und völlig eingebürgerten Fremdworten ein f, v oder ph schreibt. In den Lehnworten ist der Laut zweifelhaft, denn unter Gelehrten hört man noch gewöhnlich das v nach romanischer Weise aussprechen; allein eins kann nur statthaft sein: entweder solche völlig verdeutschte Worte auch nach deutscher Weise zu schreiben (also: Wokal, Rewoluzion u. s. w.) oder sie der Schrift gemäß (nach den Regeln des Deutschen) zu sprechen (also: Fokal, Refolution u. s. w.). Es ist ein echtes Beispiel der unsinnigen „Gründlichkeit" deutscher Bildung, daß sie immer nur halbe Schritte thut und vor aller Folgerichtigkeit zurückschrickt; daß sie weder das unentbehrliche Fremde völlig zu assimilieren noch das entbehrliche kräftig auszuscheiden versteht. Anderswo heißt solche Gründlichkeit — — Geistesschwäche. Hoffentlich verschwindet das ph bald gänzlich, da es gar keinen Wert mehr hat. Eine Sprache, die dem Latein so nahe steht, wie das Italienische, hat die fälschliche lateinische Be-

zeichnung des griechischen Φ (φ) längst fortgeworfen und überall durch das bessere f ersetzt, das Deutsche aber setzt jeden veralteten Irrtum vorsichtig in Spiritus. — Wo das v wie f lautet, muß es diesem unbedingt weichen; dagegen sollte man es an die Stelle des w setzen, das ja auch nur durch einen phonetischen Schnitzer sein Dasein erhalten hat, indem man es als lautliche Verdoppelung des v = f ansah (double u im Englischen). Die verbesserte Rechtschreibung, welche der von Dr. F. W. Fricke geleitete Verein anstrebt, ist hierin schon vorangegangen.

Das ch richtet sich, wie schon bemerkt, nach dem ihm benachbarten Laute. Es wird nach r in seiner i-Resonanz, nach l in seiner e-Resonanz gesprochen. Im Auslaut wird es teils durch ch, teils durch g dargestellt. Hingegen darf es im An- und Inlaut **niemals** für ein g der Schrift eintreten. Höchst wünschenswert ist ein einfaches Zeichen für diesen Laut, der dasselbe viel unentbehrlicher macht als das ts (z). Auch da sind wieder die Bestrebungen des „Vereins für verbesserte Rechtschreibung" anzuerkennen.

Ebenso notwendig, ja, noch notwendiger ist es, statt des unglücklichen s—c—h einen einfachen Buchstaben einzuführen; denn auch dadurch wird ein vollkommen einfaches Sprachelement bezeichnet.

Das sch entsteht durch die Reibung des Luftstroms am harten Gaumen und den Oberzähnen. Die Zungenspitze liegt dabei nämlich an den Zahnreihen und der vordere Zungenrücken dicht am Gaumen, so daß der Atem seitlich entweicht, ohne jedoch die Ränder der Zunge in Vibration zu versetzen. Wird es mit einem tönenden Exspirationsstrome hervorgebracht, so erhält man das weiche sch der französischen Sprache, das wir mit einigen

Lehnworten (Journal, Jargon, Jalousie, du jour u. ſ. w.) herübergenommen haben und nach Weiſe der Franzoſen durch j bezeichnen.

Das sch iſt überall berechtigt, wo es durch dieſes Zeichen in der Schrift dargeſtellt wird. Ein sg, s—ch, s—k nach Art einiger nordweſt-deutſcher Landſtriche gilt wohl niemandem mehr für brauchbares Hochdeutſch. Anders ſtellt man ſich im Norden noch vielfach zu der ſich immer weiter verbreitenden Ausſprache ſchp und ſcht für ſp und ſt im Silbenanlaut. Für das Widerſtreben gegen dieſe Lautformen hat man beſonders vier Gründe angeführt:

1) die herkömmliche Schriftbezeichnung ſei im Neuhochdeutſchen nicht ohne Einſicht beibehalten worden, denn man habe in allen andern Fällen, in denen älteres s in sch übergegangen ſtets das s—c—h auch geſchrieben;
2) das sch ſei ein Eindringling, weder im Althochdeutſchen noch in den plattdeutſchen Mundarten vorhanden;
3) wer schtehen schpreche müſſe auch zu Wurscht, Laschten, Bascht (ſtatt Wurst, Lasten, Bast) ſeine Zuſtimmung geben, was leider Schleicher („Die deutſche Sprache") durch ſeine Autorität bekräftigte;
4) das sp und st klinge wohlgefälliger als das schp und scht.

Auf dieſe Gründe ſei hier in Kürze erwidert, bevor wir die Gegengründe namhaft machen.

Zu 1): An vielen Stellen hat ſich die ältere Schriftbezeichnung, obwohl ſie einem phonetiſchen Irrtum ihr Daſein verdankte, bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, und doch wird keinem verſtändigen Menſchen einfallen,

dânach seine Aussprache zu bilden. Wer spricht wohl ni—e statt ni? Sē—i—dē (dĕ) statt Sai—dę? Lū—ter statt Lut—t'r (Luther)? fin—kĕn statt fiñ—k'n? u. s. w. Wir haben schon in § 13 mit gewiß hinreichendem Beweise den Grundsatz, schriftgemäß auszusprechen, für irreführend erklärt, sofern er eben als Axiom, als ausnahmslos giltig, aufgetrumpft wird. Darum will der unter 1) angeführte Grund nichts bedeuten.

Zu 2): Das sch fehlt nur noch in wenigen plattdeutschen Mundarten gänzlich, besonders in Westfalen, dem Regierungsbez. Osnabrück und stellenweis in Oldenburg und Ostfriesland. Ohne Frage sind die Mundarten ohne sch altertümlicher als die übrigen; ist aber diese chinesische Entwickelungslosigkeit eines Lobes oder nicht gerade umgekehrt des herbsten Tadels würdig? — Und was geht es uns an, ob im Gothischen und Altdeutschen das sch sich fand oder nicht? Das Neuhochdeutsche hat eben diesen Laut seit mehr als drei Jahrhunderten, und mit ebenso großem Rechte wie jedes seiner andern Sprachelemente.

Zu 3): Ein schp und scht im In- und Auslaut der Silben ist ein bloßes Schreckgespenst, denn keine deutsche Zunge sieht das st und sp an diesen Stellen als gleichwertig mit denselben Zeichen im Anlaut an: Dort teilt man (auch nach der gebräuchlichen Rechtschreibung) s—p, s—t (z. B. Knos—pe, Äs—te, Würs—te), mindestens immer bei der Verlängerung der Worte, hier aber verschmelzen beide Laute wie das t und s in z, das p und f in pf.

Zu 4): Für die größere Klangschönheit des sp und st gegenüber deren Mitbewerbern spricht wohl nur — die Gewohnheit. Ein Mann von der Feinhörigkeit Emil Palleskes entschied sich gerade („Kunst des Vortrags") wegen der akustischen Wohlgefälligkeit für schp und scht.

Ein Haupttrumpf der Verteidiger des sogenannten schriftgemäßen ſp und ſt (vielmehr sp und st) sei noch nachträglich angereiht. Der deutsche Norden, behaupten sie, hat von jeher für das richtige Hochdeutsch mehr gethan, als der Süden, folglich ist seine Aussprache — auch in dieser Sache maßgebend. Den Vordersatz muß Jeder einräumen, aber auch den Nachsatz? Wo ist der deutsche Norden, der absolut richtiges, darum maßgebendes Hochdeutsch redet? In Berlin mit seinem jehen, hē—lich (für heilig)? in Hannover mit seinem jä, Väter, Hās (für Haus), seinem rasselnden r? in Braunschweig, das ziemlich ebenso spricht? in Bremen und Oldenburg mit seinem breiten o und u, seinem übermäßig runden ou, seiner Zerquetschung aller kurzen Vokale? oder gar in Westfalen? — Ein Dialekt, der alle hochdeutschen Laute richtig darstellt bis auf einen einzigen, macht darum diesen einzigen Fehler niemals zur allgemeinen Regel. Thöricht ist es, sich auf das relativ Bessere zu steifen, um dadurch das Verkehrte zu rechtfertigen.

Können wir somit für sp und st im Silbenanlaut keinen der vorgebrachten Gründe gelten lassen, so haben schp und scht an derselben Stelle bedeutende und unbestreitbare Beweismittel für sich:

1) einen etymologischen Grund; denn das neuhochdeutsche hat das mittelhochdeutsche s vor Konsonanten in allen Fällen zu sch umgewandelt, und daher ist es nur folgerichtig, auch sp und st in diesen Entwickelungsvorgang hineinzuziehen;
2) einen statistischen Grund; denn mehr als vier Fünftel aller Deutschen, und darunter die erdrückende Mehrheit aller Gebildeten, spricht das schp und scht im Anlaut;

3) einen Autoritätsgrund; denn mit verschwindenden Ausnahmen haben sich alle deutschen Orthoepisten und Grammatiker für sch statt s erklärt;

4) einen ästhetischen Grund; denn der sehr hohe Eigenton des s steht dem dumpfen des p und t viel zu fern, als daß eine Vereinigung der Laute ohne Diärese möglich wäre, während das vom sch viel weniger gilt; auch klingen scht und schp nachdrücklicher, voller, kräftiger als st und sp.

5) einen patriotischen Grund; denn nur, wenn man sch im Silbenanlaut für s vor p und t einsetzt, ist die Einheit der deutschen Aussprache zu erreichen;

6) einen Klugheitsgrund; denn die s-Leute werden sich von den übrigen Gebildeten immer schroffer abgesondert und somit in eine ganz schiefe Lage gedrängt sehen.

Wer also durch Gründe zu überzeugen ist, d. h., wer eine Wahrheit, gegen die er nichts mehr einwenden kann, in sein geistiges und äußerliches Leben aufnimmt, der kann nicht anders als im Anlaut der Stammsilben das sp und st der deutschen Rechtschreibung wie schp und scht sprechen.

Irreleitend ist auch die Schriftbezeichnung des tönenden ſ und tonlosen s. Im Anlaut der Hauptsilben kennt das Hochdeutsche nur jenes, niemals dieses; im Aus- und Inlaut aller Silben nur das s, das aber auch im Anlaut der Nebensilben, besonders bei der Wortverlängerung, vorkommt und dann mit sz geschrieben wird.

Das s wird erzeugt, indem die obere Zahnreihe ein wenig über die untere in

gleicher Höhe hervortritt und ein kleiner Zwischenraum zwischen beiden entsteht und die Zunge gegen die Zähne gedrückt wird, wobei deren Spitze an dem Zahnfleisch des Unterkiefers liegt. Der austretende Atemstrom ist tonlos, das Sausegeräusch entsteht durch die Reibung desselben an den Zähnen. Ein tönender Atemstrom bei gleicher Lage der Mundteile bringt das ſ hervor.

Rumpelt hat bereits auf den Übelstand aufmerksam gemacht, daß diese zwei Laute auf vierfache Art schriftlich dargestellt und die Buchstaben noch dazu unregelmäßig gebraucht werden. Er hat auch den einzig richtigen Weg gewiesen, wie man sich aus der Verwirrung retten kann, man dürfe nur einfach den tonlosen (harten, scharfen) s-Laut stets durch s, den tönenden (weichen) stets durch ſ bezeichnen. Nach Vokalkürzen würde dann ein ss, aber nie ein ſſ, ſs, sſ oder gar sz folgen. Da im Anlaut der Hauptsilben nur ein ſ vorkommt, so dient das große S stets zur Darstellung dieses einzigen Lautes, und für s ist uns keine Majuskel erforderlich. Man vergleiche danach: Mas (= Maas, Masz, Maſs, Maaſs, Maasz), Masse, muss (= musz, muſs), des Mases (= Maſses), Meisel (= Meiszel), Meiſe, Maus, Mäuſe, Seil, Sage, ſagen, ſauſen; Eis, Eiſes, ſein, Seife, Bass, Bässe.

Nur in Westfalen (und individuell auch gelegentlich anderswo) kommt das s (= sz) auch im Anlaut der Stammsilben vor, sonst sind alle Deutschen über den Unterschied zwischen s und ſ einig, so daß die Schreibung hier folgen muß, wenn sie anders gefunden soll.

Dem ſ steht das j nahe, nur daß die obere Zahnreihe bei diesem nicht **vor**, sondern **auf** der untern, und die Zungenspitze

etwas höher steht (da, wo die Ränder der Zahnreihen sich treffen). Zufolge des letzten Umstandes flacht die Zungenwölbung sich natürlich etwas ab.

Das falsche j für g in nordöstlichen, für ch (z. B. Mädjen statt Mädchen) in nordwestlichen Mundarten verdient ganz den entschiedenen Tadel, den Aug. Diederichs („Über die Aussprache von sp, st u. s. w.") darüber ausspricht. Diese „Verjoddelung", auf die der Ungebildete nicht selten sogar einen Nachdruck legt, um sich als Bürger der Reichshauptstadt aufzuspielen, klingt gemacht und albern. Ein j ist ganz allein (im Silbenanlaut) dann berechtigt, wenn es die Rechtschreibung, wie sie jetzt besteht, vorschreibt.

Dem s nahe steht das z, das eine Komposition aus t und s oder t und ſ vorstellt, und zwar in der Weise, daß man aus der Mundstellung des t, ohne den dabei nötigen Verschluß zuvor aufzuheben, sofort in die des s übergeht und dieses spricht. Das tſ, im Italienischen häufig, kommt im Hochdeutschen als Anlaut nur individuell vor. Im Inlaut der Worte nach kurzem Vokale wird das t selbständiger (ritzen, letzen), und alsdann folgt ein ſ, und nicht etwa tritt noch nach dem t ein z ein, zu welcher Annahme der Buchstabe tz verführen kann. Dieser Unterschied des z im Anlaut und im Wortinlaut nach kurzem Vokale ist wohl zu beachten.

§ 26.

Das Hochdeutsche verwendet drei nasale Konsonanten: m, n und ñ, und zwei Zitterlaute: r und l. Die Behandlung beider Lautgruppen bietet weniger Schwierigkeiten als die der früher besprochenen.

Beim l stemmt sich der vorderste Teil

der Zunge gegen den harten Gaumen, die Spitze gegen das Zahnfleisch der Oberzähne. Dadurch ist der Mundkanal nach vorne abgeschlossen, und der Luftstrom entweicht zwischen den Seitenrändern der Zunge und den Backenzähnen, indem jene vibrieren. Nur diese eine Form des l findet sich im reinen Hochdeutsch.

Von den vielen Formen des r hingegen gestattet auch die strengere Auffassung der Aussprache zwei: Das r der Zungenspitze und das r des vorderen Zungenrückens, wenigstens für die Unterhaltung, da das Deutsch der besseren Bühnen das erstere allein gelten läßt.

Das Spitzen-r ist nach Sievers („Phonetik") das ursprüngliche der germanischen, ja, aller indogermanischen Idiome. Nach Palleske („Kunst des Vortrags") ist es der schönste sämtlicher r-Laute nicht blos, sondern auch aller Konsonanten. Um dieses hat er sich selbst bemüht mit einer Ausdauer, welche der des Demosthenes gleichkommt, und seiner Annahme gemäß hatten die bekannten Anstrengungen des großen griechischen Redners gleichfalls das Spitzen-r zum Zwecke. Gleich das erste Kapitel der „Kunst des Vortrags" ist diesem r gewidmet, von großer Begeisterung zeugend und mit anmutiger Laune vorgetragen. Man lese dort die Beweisführung Palleskes nach.

Das r des vorderen Zungenrückens hat übrigens doch auch manches für sich, so daß man versucht wird, es mit dem der Zungenspitze auf gleiche Stufe zu stellen. Es klingt kräftiger, fester; es verschwindet im Auslaut nicht so leicht, wie das Spitzen-r, das an solcher Stelle fast niemals hörbar wird; es ist ebenso schneller Schwingungen

fähig, wie sein Nebenbuhler; es erfreut sich einer überwiegenden Verbreitung.

Unschön, weil unharmonisch aus seiner Nachbarschaft sich vordrängend und daneben von allerlei Mischgeräuschen begleitet, klingt das r des hintersten Zungenrückens und des Zäpfchens. Beide Lautformen sind in Deutschland nicht häufig. Kaum erscheint es geboten, sie mit Nachdruck zu verwerfen. Den Streit aber zwischen dem r der Zungenspitze und dem des vorderen Zungenrückens (bei welch letzterem hauptsächlich die Seitenränder schwingen) bleibe für uns in der Schwebe. Er hat im Grunde sehr geringe Bedeutung.

Schwer wird es Vielen, das r hörbar zu machen, wohingegen das l nur selten mißlingt. Bekannt ist, daß die Chinesen jenen Konsonanten gar nicht haben und in ihrem Pigeon, ihrer wunderlichen Umgestaltung des Englischen, ihn durch l ersetzen. Gleich hart fällt es den meisten Kindern, welche eben sprechen lernen, die kräftigen Schwingungen des r statt der weicheren des l hervorzubringen, obgleich auch das Gegenteil bisweilen stattfindet. Nichtsdestoweniger ist es unbedingte Regel, das r stets deutlich hören zu lassen, wo es etymologisch und grammatisch richtig an seiner Stelle steht. Allerdings ist zu wünschen, daß dem weiteren Vordringen dieses Konsonanten, das noch nicht abgeschlossen erscheint, nicht noch Vorschub geleistet werde, wenn die Ausmerzung ohne Schaden für die Sprache möglich ist, wie in: danach statt darnach, mehre stätt mehrere, anderseits statt andererseits u. s. w.

Das deutliche r verleiht der Aussprache Mark und Festigkeit, vor allem in feierlicher Rede, es dient auch vielfach zur Bildung der grammatischen Formen, und es ist endlich überaus geeignet, als methodisches Mittel zur

Bildung des Sinnes für edleres Sprechen verwertet zu werden. Darum sei noch einmal wiederholt, daß das r durchaus nicht in der Rede verschwinden darf.

§ 27.

Ist bei der Erzeugung aller bisher besprochenen Sprachelemente die Nasenhöhle unthätig, indem sie durch das Gaumensegel gegen unten geschlossen wird, so wird sie zum hauptsächlichst mitwirkenden Faktor bei den drei Nasalen des Hochdeutschen: n, m, ñ.

Alle drei sind mit Stimmton verbunden, also tönend. Beim m ist die Mundhöhle durch die aufeinander gepreßten Lippen verschlossen; das Gaumensegel ist abwärts gerichtet, läßt aber Raum an seinen Seiten für den Eintritt der Schwingungen des Exspirationsstroms in den Mundkanal, der somit sich ungefähr wie der Resonanzboden einer Geige verhält. Nach außen entweicht die Luft durch die Nase. Somit sind es zweierlei tönende Luftsäulen, welche beim m hörbar werden: die eine im Kehlkopf, die andere in der Mundhöhle in Schwingungen versetzt.

Nicht so vollständig wird der Mund zur Hervorbringung des n und ñ geschlossen. Beide male entfernen die Zahnreihen sich etwas von einander, beim n legt sich die Zungenspitze vorne fest unter den harten Gaumen, und beim ñ senkt sie sich bis zu ihrer Ruhelage, während der Zungenrücken sich gewölbt gegen den hintern Teil des Gaumens erhebt. Beide male ist auch wieder das Gaumensegel abwärts gedrückt, jedoch Schwingungen der Ausatmungsluft in die verkürzte Mundhöhle einlassend, so daß diese wieder als Resonanzraum mitwirkt.

Werden m und n nicht immer im Auslaut richtig auseinander gehalten, so kann man das ungenügender grammatischer Bildung zuschreiben. Hingegen ist es ein

dialektiſcher Mangel, wenn man am oberen Rhein und im Süden vielfach das n der Ableitungsſilben verſchwinden läßt und z. B. de Knabe ſtatt den Knaben ſpricht; aber in dieſem Falle kann ſich die Richtigſtellung des Fehlerhaften kurz auf die Grammatik oder auf die Rechtſchreibung berufen, um zu überzeugen.

Anders iſt es, wenn man auf die Ausſprache des ñ in lang (lañ), danken (dañ—k'n), Mangel (Mañ—g'l) kommt. Hier begegnet die Regel: „Das auslautende ng der Schrift iſt nicht wie ñk oder gar nk, ſondern wie ñ zu ſprechen", noch oft dem Zweifel, wennſchon ſie von allen Bühnen, von den meiſten Gebildeten und faſt allen Orthoepiſten akzeptiert iſt. Das Mittelhochdeutſche ſchrieb danc—dankes, sanc—sanges, das Neuhochdeutſche aber immer Dank—Dankes, Gang—Ganges; woher da die Abweichung der Buchſtaben in den Nominativen, wenn doch die Laute gleich waren und ebenſo Gank wie Dank geſprochen wurde? Offenbar iſt mit nc des Mhd., wo es bei der Wortverlängerung zu ng wurde, eine etymologiſche Veränderung vorgegangen. Dieſe macht der Süddeutſche, der doch folgerecht mhd. auslautendes c, auch wo die nhd. Schreibung ein g an die Stelle ſetzt, wie in Tag, lag, ſtets wie k ſpricht, bemerklich, indem er lang = lañ, ſang = ſañ u. ſ. w. hören läßt. Der Norddeutſche aber, wiewohl er jedes ältere auslautende k in ch umändert, behauptet nach n (oder vielmehr nach ñ) auch dann das k, wenn es die Schrift nach Analogie der Wortverlängerung mit g giebt. Doppelte Inkonſequenz!

Daß nun der vorhin aufgeſtellte Satz über das auslautende ng = ñ ſeine Richtigkeit hat, ſei noch in Kürze bewieſen.

1) Jedes ng im Auslaut wird bei der Verlängerung

der Worte ſtets zu reinem ñ ohne irgendwie mitklingendes g oder k. Man ſpricht nicht Ge—lăn—ge, ſondern Ge—lăñ—e, das ñ teils zu der zweiten, teils zu der dritten Silbe ziehend. Der Verſuch, ein g dazwiſchen einzuſchieben, wird das deutlich machen.

2) Auch vor k lautet das n der Schrift niemals wie an andern Stellen, ſondern = ñ. Da nun g und k durchaus unterſchieden werden müſſen, ein g aber nach ñ nicht möglich iſt, wie ſoll der Unterſchied hörbar gemacht werden, wenn nicht auf die vorgeſchriebene Weiſe? Das auslautende k muß nach ñ bleiben, wenn es die Schrift aufweiſt, denn es wird auch bei der Wortverlängerung deutlich geſprochen.

3) Faſt alle Deutſchen ſind in dieſem Punkte einig, die ſehr geringe Minderheit, welche ſich noch dagegen auflehnt, muß ſich alſo fügen.

§ 28.

In den §§ 16—27 iſt die richtige Ausſprache aller Sprachelemente des Hochdeutſchen im Einzelnen feſtgeſtellt. Es genügt das jedoch, auch bei der Zuhilfenahme des erſten Abſchnittes, noch nicht, um allen Irrtümern, welche eine einheitliche hochdeutſche Ausſprache bis jetzt verhindert haben, entgegen zu treten, vielmehr iſt noch erforderlich, daß auch über die Auseinanderhaltung, Betonung und rhetoriſche Färbung der Silben, Worte und Sätze die notwendigſten allgemeinen Regeln hier beigebracht werden. Wir verweiſen dieſe in den zweiten (praktiſchen) Teil unſerer Abhandlung. Zuvor aber ſeien noch einmal die in § 17 ſchon kurz berührten Gleitlaute erwähnt.

Daß der Übergang aus der Mundſtellung eines Sprachelements in die eines folgenden durchaus unbemerklich ſein ſolle, iſt weder theoretiſch zu erweiſen noch praktiſch

auszuführen. In jedem Falle jedoch ſollen die Übergangslaute nicht beſonders hervorgehoben werden, damit ſie nicht die weſentlichen Elemente des Wortes beeinträchtigen. Dieſe Vorſchrift bahnt uns den Weg zu dem Folgenden.

Hervorragend wichtig ſind die Gleitlaute, wenn die Stellung des Anſatzrohrs von k und p zu einem s oder t, von einem t zu einem s und von einem Vokale zu ñ im Anlaut einer Nebenſilbe übergeht. Die tonloſen Verſchlußlaute werden nur mittels dieſer Übergänge im Inlaut vernehmbar. Die Vokale aber vor ñ, wenn mit dieſem eine Nachſilbe beginnt, werden naſaliert und ſomit auf eine Stufe der Lautumwandlung gebracht, welche ſonſt im Hochdeutſchen noch nicht bemerkbar iſt. In fortlaufender Rede ſprechen wir das Wort lange ſo, daß die erſte Silbe aus l und naſalem a (ã), die zweite aus ñ und ę beſteht. Jenes (naſale) ã iſt dem des Franzöſiſchen nur ähnlich, nicht gleich, da die Zahnreihen viel weniger nahe zuſammenrücken. Ebenſo ſteht es mit dem naſalen ä in hängen, i in gelingen, ü in Sprünge, u in Junge. Demnach iſt die phonetiſche Silbentrennung keineswegs immer dieſelbe wie die orthographiſche, und eine Unterſuchung über jene können wir daher nicht umgehen.

Auch die Trennung der Worte im Satze geſtaltet ſich oft anders in der fortlaufenden Rede als in der Schrift. Die Abweichungen dürfen hier ebenfalls nicht ganz außer Acht bleiben.

Dritter Abschnitt.

Silbe, Wort, Satz. (Betonung und Vortrag.)

§ 29.

Der Vers aus dem „Erlkönig": „Es ist der Vater mit seinem Kind" — besteht, grammatisch betrachtet, aus sieben Worten, deren jedes seine bestimmte Funktion hat. Die Funktion eines Wortes ist logischer Natur; sie bewirkt die gedankliche Sonderung der Satzteile zum Zwecke des deutlichen Verständnisses. Der Deklamator wird also die Worte streng aufeinander halten, jedem dabei sein eigentümliches Gewicht gebend, damit der Verstand der Hörer den ausgesprochenen Gedanken unmittelbar aufnehme. Nur dann ist der Geist frei genug, um die gemütliche, affektive Wirkung des Satzes ohne Störung zu erfassen. An dem Vortragenden liegt es nun, wie er diese Wirkung durch Klangfärbung, rhythmische Gliederung und emphatische Betonung in die Seele des Hörenden werfen will. Für die höhere Rede bleibt also zweierlei zu erwägen: die intellektuelle und die affektive Wirkung, und für jene ergiebt sich die genaue Besonderung des grammatikalisch Getrennten als unumgänglich.

Nicht so für die gewöhnliche Unterhaltung. Auch sie beabsichtigt fast immer nebenbei eine affektive Wirkung; aber durch den Zusammenhang mit früher Gesprochenem, durch die innere Gemeinsamkeit der Sprechenden, so eng sie auch begrenzt sein mag, ist die bloße Verständigung gesichert, und nötigenfalls ist sie durch Wiederholung leicht zu erreichen. Daher scheidet die Unterhaltung die Teile der Sätze nicht nach grammatischen Rücksichten. Sie eliminiert manche Laute und Silben, zieht Getrenntes zusammen und wandelt dabei manche Sprachelemente rück-

sichtslos um. Fiele z. B. die Anfangsfrage des „Erlkönig“ bei Gelegenheit in ruhiger Unterhaltung, so lautete die Antwort:

's ist | d'r Fāt'r | mit sain'm | Kint, oder:

ę—sist'r | Fāt'r mit | sain'm | Kint, (oder noch anders).

Es ist ersichtlich, wie anders hier die Worte zusammenrücken als im künstlerischen Vortrage. Es entstehen, um einen Ausdruck Siever's heranzuziehen, Sprachtakte, welche nicht das logisch für sich bestehende Wort als Grundeinheit bewahren.

Ebenso wenig wie der Satz der fließenden Rede sich in Worte gliedert, kann man den Sprachtakt in die Silben der Grammatik auflösen, vielmehr besteht die Teilung desselben nur in der verschieden starken Betonung der Taktteile, und so zeigt sich wieder die enge Verwandtschaft der natürlichen Sprache mit der Musik. Erst die Taktteile erscheinen als aus den Sprachelementen zusammengesetzt.

Wenn wir hier jedoch die Gesetze richtiger Aussprache behandeln, so kommt es uns nicht, wie sich von selbst versteht, auf die Erforschung des Wirklichen oder zufällig Gegebenen an, sondern auf das Normale, was dem Sprechenden auch bei seinen Abweichungen vorschwebt oder doch vorschweben soll. Daher halten wir uns an die künstlerische Redeweise und lassen die grammatische Worteinheit in ihrem Rechte bestehen, beschäftigen uns also nicht mit den Sprachtakten und sprachlichen Taktteilen, sondern mit Worten, Silben und deren Zusammensetzungen.

§ 30.

Im Deutschen ist die metrische Quantität der alten Sprachen wesenlos. Nicht diejenige Silbe gilt uns als lang, die bei kurzem Vokale durch einen oder mehre

Konsonanten geschlossen ist, und auch die Einteilung in natura (bei langem Vokal offene) und positione (bei kurzem Vokale geschlossene) lange Silben hat im Hochdeutschen keine Bedeutung. Denn nicht nur, daß wir jeden Vokal, auf den eine betonte Silbe ausgeht, stets als lang betrachten und sprechen, hebt die natura kurzen Silben für uns auf, sondern auch, daß wir geschlossene Silben, die für sich ein Wort bilden, prosodisch als Kürzen behandeln können. So sehr tritt der Vokal für unser Ohr heraus, daß wir allen Quantitätsunterschied nur auf ihn beziehen und deshalb keine langen und kurzen Silben, sondern lediglich Silben mit langem oder kurzem Vokale kennen.

Die alte Begriffsbestimmung der an die Dichtung der alten Sprachen angeknüpften Prosodik verdient für die Untersuchungen über das Hochdeutsche umsomehr endlich aus der Luft geschafft zu werden, als es keinem Unbefangenen mehr ungewiß ist, daß die volkstümliche, also einzig giltige, deutsche Metrik von jeher den Vers nur nach Betonungsgegensätzen gegliedert hat. Nur wenige unserer Dichter haben den Irrtum der gelehrten Metrik aus der Zeit von Klopstock bis Platen mitbegangen, unsere Muttersprache bis zur willkürlichen Künstelei in die quantitierenden Strophenformen der Alten zu zwängen. Wo Goethe und Schiller, in den späteren Perioden ihres Schaffens so streng dem Vorbilde der Alten nachahmend, Hexameter, Distichen u. s. w. anwenden, da thun sie es mit dem Bewußtsein, daß der deutsche Vers vollkommen andere Bildungsgesetze hat, als der griechische. So war es denn den Pedanten leicht gemacht, falsche, d. h. nach den metrischen Regeln der Alten schlecht gebaute, Verse in den Werken beider aufzuspüren, und Platen konnte sich zu der Albernheit versteigen, sein wunderliches,

aus Selbstverhimmelung entsprossenes Distichon im „romantischen Ödipus“ sei etwas ganz Exquisites in Genauigkeit und Schönheit:

„Möge die Welt durchschweifen der herrliche Dulder Odysseus,
Kehrt er zurück, weh' euch, wehe dem Freiergeschlecht!“
(Romant. Oedipus, Akt III.)

(Ihm, der ängstlich jeden Hiatus ausmerzte, war die lebendige Sprache so fremd, daß er das h in weh' für einen auslautenden Konsonanten hielt.)

Was die Quantität der Vokale betrifft, ist schon früher im theoretischen Teile beigebracht. Wichtiger wird für uns die Betonung.

Die deutsche Sprache betont innerhalb der grammatischen Periode (worunter hier alle Satzarten bis zu den am meisten zusammengesetzten verstanden sind) nach logischen Gegensätzen. Sie hebt durch den Akzent des Wortes die Hälften der Kontraste und die Teile der Disjunktionen hervor. Bezeichnen wir die Abstufungen des Tones durch einmalige oder mehrfache Anwendung des Akut, so werden z. B. in dem Satze:

Was dem éinen W‴ahrheit ist, gilt óft dem ándern als Ünsinn,

die gar nicht bezeichneten Worte ohne Betonung, die mit dreifachem Akut bezeichneten mit stärkster Betonung gesprochen u. s. w. Denn unter den Gegensätzen ist Wahrheit — Unsinn der wichtigste; dem einen — dem andern tritt beinahe ebenbürtig hinzu.

Die Betonung von oft in dem Satze führt uns auf ein untergeordnetes Gesetz des deutschen Satzakzents, nämlich, daß derselbe unter drei oder höchstens vier weniger wichtigen Silben immer eine rhythmisch hervortreten läßt; denn unser Gehör

duldet nur zwei oder im äußersten Falle drei Senkungen (unbetonte Silben) zwischen zwei Hebungen (betonten Silben).

Man könnte auch auf das Was einen Nachdruck legen, um anzudeuten, daß eben dasselbe bald als Wahrheit, bald als Unsinn angesehen werde. In dem Psalmverse: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen, wird in der That die Partikel was stark betont, da man auf diese Weise den Gegensatz von meine Seele und alles, was in mir ist hervortreten läßt. In dem Spruche sollen natürlich Herrn und Namen nicht entgegengesetzt, sondern gleichbedeutend sein. Wir betonen daher Herrn erheblich und lassen die Wiederholung des Begriffes nur wenig, und zwar nur um des neuen Ausdrucks willen, hervorragen. Bei Wiederholungen betont das Deutsche eben das erste Glied besonders und läßt die übrigen zurücktreten; z. B. Wēg (Stráße, Gásse, Pfád) ist eine Verbindung zweier Orte. In Disjunktions-Aufzählungen sind dagegen, wie schon bemerkt, die Teile tonisch gleichwertig.

In dem angeführten Psalmverse wird heiligen kräftiger betont als Namen; denn es ist Regel, daß jede Bestimmung, welche den Umfang eines Begriffes einschränkt, stärker hervortreten soll, als der Begriff selbst. Daher kommt es auch, daß in Wortzusammensetzungen gewöhnlich der erste Teil am stärksten betont wird.

Läßt sich auf einen Satz keine der gegebenen Regeln anwenden, so bleibt es der Willkür des Sprechenden überlassen, zu betonen, was er für das Wichtigste hält.

In den meisten Fällen wird er dabei dem Gefühle folgen, dessen Wirksamkeit zu untersuchen hier aber nicht unsere Sache sein kann.

Auch im Worte heben wir, wenn es nicht einsilbig ist, eine Silbe vor den übrigen durch den Ton heraus. Im Allgemeinen gilt da, daß die Stammsilbe den Hauptton im Worte erhält.

Unter den Bildungssilben bekommt, wenn mehre vorhanden sind, diejenige den Nebenton, welche den kräftigeren Vokal enthält, also kein ẹ. Finden sich aber nur Nebensilben mit ẹ, so tritt das rhythmische Gefühl entscheidend ein und giebt entweder der zweiten oder dritten Silbe vor oder nach der Hauptsilbe einen schwachen Nebenton. Als kräftigste Vokale gelten a, o, u, ä, ö, ü, auf der zweiten Stufe stehen i und e, am schwächsten ist ẹ. Natürlich hat ein langer Vokal (und ein Diphthong) stets mehr Gewicht als ein kurzer. Hiernach ist zu betonen: hḗrrlı̈cheré, wū́nderbärlích, vérgewā́ltı̈gen, Gerḗchtígkḗit.

Daß in Wortzusammensetzungen (mit einiger Selbständigkeit der Teile) gewöhnlich der erste Teil den Ton trägt, ist schon gesagt worden. Die Regel hat durch den Zusatz „gewöhnlich" bereits eine Einschränkung gefunden, sie bedarf aber noch weiterer Erörterung.

Genau genommen gilt sie nur für diejenigen Wortzusammensetzungen, deren letztes Glied ein Substantiv ist, wenn auch das Ganze als Substantiv auftritt. Sonst aber sind das Gesetz der Betonung nach Gegensätzen und das der rhythmischen Ersatzbetonung hierher zu ziehen. Wir betonen: éinā́nder nicht aus einem logischen oder phonetischen Grunde (denn „ein" und „ander" sind in diesem Worte gleichwertig), sondern wegen des größeren

Gewichts, welches der zweite Komponent der Zusammensetzung durch seine überwiegende Länge erhält. Ähnlich ist es mit vielen andern zusammengesetzten Worten. Dem Deutschen dies breit aus einander zu setzen, ist überflüssig, und dem Ausländer empfiehlt sich zur Erlernung der Betonung fleißiges Lautlesen guter, metrisch genau gebauter Dichtungen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß gerade die Wortzusammensetzungen selbst von den besten Metrikern, wie Geibel, nicht selten eigenartig behandelt werden.

Daß das Wort „lebendig" eine Ausnahme von der Regel der Stammsilbenbetonung bildet, indem der Ton darin auf der ersten Nebensilbe ruht, ist allbekannt. —

Die Betonung der Wiederholungen im Klimax schließt sich der der Klimaxstufen überhaupt an: sie steigert sich mit jeder neuen Wiederkehr. Hier tritt schon die Rücksicht auf die gemütliche Wirkung der Rede maßgebend auf, und über diese eingehende Mitteilungen zu machen, haben wir bereits abgelehnt.

§ 31.

Über die Aussprache der Fremdwörter ist bisher nichts gesagt worden, da sie die Aussprache des Hochdeutschen im engeren Sinne nicht angeht. Allein die Fremdwörter sind immerhin Teile der Sprache, wenn auch unorganische, und daher dürfen dieselben hier nicht ganz übersehen werden. Es genügt jedoch, die allgemeinen Regeln hier zu erörtern.

Zunächst drängt sich uns dabei eine von jeher festgehaltene Unterscheidung auf, nämlich die in eingebürgerte und eingedrungene Fremdwörter; jene sieht das Deutsche als ihm ebenbürtig an, diese als eine Art von Zitaten. Wer in fortlaufendem Gespräche, wie Lessing in der „Minna von Barnhelm", einen

Ausländer seine Mutterſprache mitten in deutſche Reden einmengen läßt, wird naturgemäß die Schreibung der Fremdſprache in deren Wiedergabe beibehalten; der Fremde, weil ihm ein eigenes deutſches Wort fehlt, zitiert nur ſeine vaterländiſche Mundart. Anders, wenn er ſich als Kenner des Deutſchen aufſpielen will: alsdann wird er das ſeiner Mutterſprache entnommene Wort in einer Form, die wenigſtens ihn deutſch dünkt, wenn auch ſonſt niemanden, darſtellen; er wird das Fremde einſchmuggeln. Ein dritter Fall iſt es, wenn ein Deutſcher auf Grund der Erfahrung mit einem neuen Begriffe, der ihm aus der Fremde zukommt, zugleich die ſchon übliche fremde Bezeichnung einführt. Erkennt das Volk dieſe als notwendig an, weil ſie durch ein deutſches Wort nicht erſetzbar ſcheint, ſo macht es ſie ſich mundgerecht und ſchreibt ſie in deutſcher Weiſe; bleibt das Wort hingegen als entbehrlich neben einer Überſetzung beſtehen, ſo wird es in urſprünglicher Weiſe geſprochen und geſchrieben. Beide male iſt das Wort eingebürgert, aber nur im erſten Falle naturaliſiert.

Wiederholen wir das Geſagte kurz, ſo ſtellen wir feſt: Die Fremdwörter ſind:

I. eingedrungene (eigentliche Fremdwörter), und zwar
   a) bloß zitierte,
   b) eingeſchlichene;

II. eingebürgerte (ſogenannte Lehnwörter), und zwar
   a) eingebürgerte,
   b) naturaliſierte } Lehnwörter.

Einige Beiſpiele dazu: Bloß zitiert ſind: parbleu, monsieur; eingeſchlichen: Madame, Sire; im engern Sinne eingebürgert: Auktion (neben den

Überſetzungen: Vergantung, Verſteigerung), Telephon (neben Fernſprecher), Materie (neben Stoff, Gegenſtand u. ſ. w.); endlich naturaliſiert: Mamſell (demoiselle), Pfau (pavo), Pfirſich (persica), Kartoffel, Manier, Stil, Münze u. ſ. w.

Die allgemeine Regel, die das Deutſche von jeher befolgt hat, lautet nun: Alle diejenigen Fremdwörter, welche noch die Schreibung der Sprache, der ſie entlehnt ſind, beibehalten haben, richten ſich auch nach den Ausſprachegeſetzen derſelben; alle diejenigen aber, welche ſich deutſcher Schreibung gefügt haben, folgen auch der deutſchen Ausſprache.

Leider durchbricht die wirre Orthographie mehr und mehr die Allgemeingiltigkeit dieſer Regel. So ſind Telegraph, telegraphieren, Geographie, Phyſik u. ſ. w. als längſt naturaliſierte Lehnwörter anzuſehen, gleichwol iſt das ſchon an und für ſich widerſinnige ph noch immer in dieſen Wortern gäng und gäbe. Dem Deutſchen, gelehrt oder ungelehrt, ſieht Fiſik unerträglich aus, während der Italiener uns in ſeinem Fisica mit gutem Beiſpiele vorangegangen iſt. Ja, wenn Sankt Schlendrian nicht unſers Volkes angeſtammter Schutzheiliger wäre!

Die den alten Sprachen entſtammenden Fremdwörter, beſonders die Eigennamen, laſſen noch in drei Fragen vielen Zweifel zu.

Erſtens erhalten nämlich die altgriechiſchen Eigennamen in unſerer Orthographie ſtatt des urſprünglichen k das c der entſprechenden lateiniſchen Umformung, und da man ſich gewöhnt hat, dieſes vor e, i, ä, ö und ü als dem z gleichlautend zu ſprechen, ſo weichen wir dem Latein zuliebe, das wir ſchon in Sexta lernen, von der obigen

Regel unserer Muttersprache ab (wahrscheinlich, weil das Griechische erst in Tertia beginnt?).

Zweitens fristet das ti vor betontem Vokale, obgleich es dort immer wie zi lautet, sein unglückliches Dasein noch unter sonst ganz deutscher Umgebung, wie in Petition, wo die Endung nicht auf französische Art ausgesprochen wird.

Drittens bereitet die Betonung der altgriechischen Namen manche Schwierigkeit; denn selbst „altklassische" Philologen schwanken, ob sich dieselbe, wie die Mehrzahl will, gänzlich den Akzentgesetzen des Lateinischen unterordnen soll.

Dringend zu wünschen ist, daß man in dieser letzten Frage stets festhalte: *Was in der Schreibung lateinisch geworden, ist es ebenfalls in der Betonungsweise.* Denn sonst erkennt der Gebildete (der ja sehr wohl sein kann, was er ist, ohne Griechisch und Latein gelernt oder — behalten zu haben) die ihm aus der Geschichte längst bekannten Namen im fremden Munde nicht mehr wieder. Wer in der Jugend stets den Aristógiton hat rühmen hören, versteht es kaum, wenn man ihn in den Mannesjahren den Königsmörder Aristogeíton schilt. (Über des Medizinalrats Hygieine lacht nicht selten der Sanitätsrat, der seine Hygiēne vorzieht.)

Aus der Schulorthographie sollte man das c statt z oder k und das ti statt zi, soweit es sich in *allgemein verbreiteten* Fremdwörtern und Namen findet, unbedingt hinausmaßregeln.

Bei geographischen Namen sind die Deutschen entsetzlich ängstlich. Die Geographie muß die volkstümlichste aller Wissenschaften werden, das fordert gebieterisch der Fortschritt der Volksbildung; wie aber soll sie das, wenn

sich an jeden Namen aus fremden, ja, sogar deutschen Gegenden eine gelehrte Nebensache knüpft? Jeder ausländische geographische Ausdruck sollte mit der gebräuchlichen deutschen Bezeichnung dargestellt und demgemäß gesprochen werden. Wo man dabei einmal in die Klemme kommt, da wähle man, auf vollständige Genauigkeit verzichtend, für den im Deutschen nicht vorhandenen Laut den nächsten entsprechenden, schreibe und spreche also: Temſ (Themſe), Pōrtsmōſ (Portsmouth), Mechiko (Mejico), Marsēje (Marseille), Lāñ oder Lāng (Laon), Rängs oder Räñs (Rheims) u. ſ. w. Oder will man in den Unterrichtsſtunden, auch der Gelehrtenſchulen, lieber die Zeit damit vertröbeln, nutzloſe Zungenübungen anzuſtellen? Wie viele Gymnaſial-Profeſſoren können denn ſelbſt das ruſſiſche l jeri, den ſpaniſchen harten Hauchlaut, das niederländiſche öü (uy), das engliſche th richtig vorſprechen?

Vierter Abſchnitt.

Leſeſtücke in phonetiſch genauer Schreibweiſe.

§ 32.

Vorbemerkungen. Um die Schreibweiſe in den nachfolgenden Leſeſtücken verſtändlich zu machen, folgt hier eine überſichtliche Zuſammenſtellung der Buchſtaben und Zeichen, welche im theoretiſchen Teile erläutert worden ſind. Kurze Andeutungen werden das Leſen erleichtern, beſonders da alles Fremdartige vermieden iſt.

a stets breiter, bei ruhiger Zungenlage zu sprechender Vokal, in Kürze (ă) und Länge (ā) durchaus gleichartig klingend.

ē und ĕ spitz und hell, ohne Anklang an ä.

ā und ă, dunkler als die entsprechenden e-Laute, mehr dem ā und ă genähert.

ū, ŭ, ū, ŭ ganz rund, von den entsprechenden o- und ö-Lauten scharf zu unterscheiden.

(Wegen des o, ö und der Diphthonge vgl. die hergehörigen §§ des 3. Abschn.)

b, d, g weiche, norddeutsche Laute mit Stimmton.

p, t, k, harte, norddeutsche Laute ohne Stimmton, mit mäßigem Hauche.

h und ch, in der Mundstellung der benachbarten Vokale hörbare Hauche, ch nach dem voraufgehenden, h nach dem nachfolgenden Vokale sich richtend.

f, s, sch harte Sauselaute ohne Stimmton.

j, w, ſ, ȝ weiche Sauselaute mit Stimmton.

r stets mit dem vordern Teil der Zunge vibrierend.

ñ gleichlautend dem n vor k in Dank, Bänke.

ę hörbarer Vokal in Nebensilben vor stimmtonlosen Konsonanten.

' niemals gleichbedeutend mit dem Apostroph, wie es sonst üblich ist, um den Ausfall eines Lautes anzudeuten, vielmehr dient es nur, um anzuzeigen, daß der nachfolgende Konsonant silbenbildend ist. (Man glaube also nicht, sich da, wo das ' vorkommt, sich besondere Verkürzungen der Aussprache auferlegen zu müssen, sondern vermeide nur, das e, das sonst an derselben Stelle steht, deutlich werden zu lassen.)

Die Quantität der Vokale ist nur da durch – und ⌣ ausdrücklich bezeichnet, wo die Regel:

der Vokal in offener Hauptsilbe ist lang,
der in geschlossener ist kurz,

nicht ausreichend erschien. Nur als Ausnahme finden sich die Quantitätszeichen hin und wider, um einem Irrtum vorzubeugen, auch wo es der Regel nach unnötig sein würde.

Die Betonung zu bezeichnen, ist nur in sehr seltenen Fällen erforderlich, da im Übrigen die Regeln des § 30 völlig ausreichen.

§ 33.

„Erlkönig" von Goethe.

Wär raitęt so schpät durch nacht und wint?
ęs ist der fat'r mit sain'm kint.
Är hat dęn knab'n wōl in dęm arm,
är fast īn sich'r, är hält īn warm.

Main sōn, was birchst du so bañ dain gęsicht?
„Sīst, fat'r, du dęn Ärlkönich nicht?
dęn Ärl'könich mit krōn unt schwaif?"
Main sōn, es ist ain nēb'lschtraif. —

„„Du libęs kind, kom, gē mit mīr!
gār schöne schpile schpīl ich mit dīr;
manch buntę blum'n sint an dęm schtrant,
mainę mutter hat manch güld'n gewant.""

„Main fat'r, main fat'r unt höręst du nicht,
was Ärl'nkönich mīr laisę ferschpricht?" —
Sai ruhich, blaibę ruhich, main kint!
in dürr'n blätt'rn soüs'lt dęr wint.

„„Wilst, sain'r knabę, du mit mīr gēn?
Mainę töcht'r soll'n dich wart'n schōn,
mainę töcht'r für'n dęn nächtlich'n rain,
unt wig'n unt tanz'n und siñg'n dich ain.""

„Main fat'r, main fat'r unt ſist du nicht dort
Ärlkönichs töcht'r am düst'rn ort?“
Main ſōn, main ſōn, ich ſē es gẹnou,
es schain'n di alt'n waid'n ſo grou.

„„Ich libẹ dich, mich raizt dainẹ schönẹ gẹschtalt,
unt bist du nicht willich, ſo brauch ich gẹwalt.““ —
„Main fat'r, main fat'r, jezt fast är mich an,
Ärlkönich hat mīr ain laits gẹtān.“

Dẹm fat'r grouſẹt's, är raitẹt gẹschwint,
är hält in dẹn arm'n das ächz'ndẹ kint,
ärraicht dẹn hōf mit mü unt nōt;
in ſain'n arm'n das kint wār tōt.

Spruch von Emanuel Geibel.

Macht d'r zait färwornẹs schtamm'ln,
macht īr wüst'r rausch dīr pain,
kēr, o ſelẹ, dich zu ſamm'ln
kerẹ bai dīr ſelb'r ain.
Schōn ain hailich ärnst'r willẹ
zīt dẹn Got in dain'n krais;
bist du from unt bist du schtillẹ,
ſo färnimst du ſain gẹhais.
Mach dīr dan d'r mārkt nicht lousch'n,
läs īn schtürm'n, läs īn rousch'n
in bẹſinnuñloſ'r hast!
Doch mit glüklichärm gẹschlechtẹ
fitſẹst du di schönẹn nächtẹ
bai d'r zukunft schōn zu gast.

Abendbild von Otto Rocca.

Durchs tāl bin ich dahingęschritt'n,
fom bärch hărnid'r schprañ dăr bach
dēm flussę, dăr di schtat (Stadt) ărlitt'n,
alswi ain kint dęm fat'r nach.
Am wēch fărborg'n ſañ di grillę
dęn blum'n schlummerlid'r fōr,
unt, aine gothait, schrit di schtillę
durchs schtrālumkränztę wolk'ntōr.
Schon schtīch das mōntlicht ouf di bărgę,
oufmärkſām ouf des bachs gęschwäz,
di hoüf'r, dăr lĕbéntg'n särgę,
umschpan es mit dēm silb'rnez.
Ärkwikkuñ wart dēm matt'n mutę,
dăr nūr im schtärb'n ruhę ānt,
es schīn hinwechgętān di rutę
dăr pain, di schtreñ an gestr'n mānt.
Dēn frosch fernām ich ous dēm ridę,
ſonst wār es schtil das tāl entlañ;
mich üb'rkām des abents fridę
wi mätch'nkus mit ſanft'm zwañ.
So scharf mich ouch das we gętroff'n,
ărwachtę dennoch das fărtroun;
ich wāchtę wid'r, ach, zu hoff'n
unt giñ bęglükt im dämm'rgroun.

Die deutsche Sprachgesellschaft
von Ludwig Uhland.

Gęlērtę doütsche männ'r,
dăr doütsch'n rēdę kĕnn'r,
ſi raich'n fich di hant,

di schprāchę zu ärgründ'n,
zu reg'ln unt zu ründ'n
in emfig'm ferbant.

Indés nūn dife walt'n,
beschtimm'n unt gęschtalt'n
där schprāchę form unt zīr,
ſo schaffę du ínwĕndich,
tātkräftich unt lĕbéndich,
gęſamtęs folk, an īr!

Ja, gīp īr ḍu di rainhait,
di klārhait unt di fainhait,
di ous dēm härz'n schtamt!
Gip īr den schwuñ, di schtärkę,
di glūt, an där man märkę,
das fi fom gaistę flamt!

An dain'r schprāchę rüge
du schärf'r nichts dĕn lügę,
di wārhait ſai īr hort!
Färpflanz ouf dainę jūg'nt
di doütschę troü unt tūg'nt
zuglaich mit doütschem wort!

Zu bůlęrisch'm girr'n
las du īn nimāls kirr'n,
där ärnsten schprāchę klañ!
Si ſai dīr wort där troüę,
ſai schtimmę zart'r schoüę,
ſai echt'r minnę sañ!

Si dine ni am hofę
als gouklęrin, als zofę,
das lisp'ln tougt īr nicht;
fi tönę schtolz, fi waihę

fich dahin, wo där fraię
fūr rĕcht, fūr fraihait schpricht!
Wĕn ſo där schprāchę mēruñ,
färbesſęruñ unt klāruñ
bai dīr fon schtatt'n gēt,
ſo wirt man ſag'n müss'n,
das, wo fich doütsche grūs'n,
där ātęm gottęs wēt.

Mahnung Attinghausens aus „Wilhelm Tell".

Ans fat'rlant, ans toürę, schlīs dich an,
das haltę fest mit dain'm ganz'n härz'n!
Hīr fint di schtark'n wurz'ln dain'r kraft,
dort in där fremd'n welt schtēst du allain,
ain schwachęs rōr, das jed'r schturm zärknikt.

---

§ 34.

Aus der Abhandlung „über naive und ſentimentale Dichtung" von Schiller.

Ich habę di naīwę dichtuñ ainę gunst där natūr gęnant, um zu ärinn'rn, das di rēflekfiōn kai'n antail dāran habę. Ain glüklich'r wurf ist fi, kain'r färbesſęruñ będürftich, wĕn är gęliñt, ab'r ouch kain'r fähich, wĕn är färfēlt wirt. In där empfinduñ ist das ganzę wärk des naīwen gĕnîs apfolwīrt; hīr līcht fainę schtärkę unt fainę grenzę. Hat es alſo nicht glaich dichtęrisch, d. h. nicht glaich folkomm'n menschlich empfund'n, ſo kan dif'r mang'l durch kainę kunst mēr nachgęhōlt wärd'n. Di krītīk kan īm nūr zu ain'r ainficht des fēl'rs färhelf'n, ab'r fi kan kainę schönhait an dess'n schtellę fetf'n. Durch fainę natūr mus das

naiwe gĕnî alies tūn, durch ſainę fraihait fermach es wenich; unt es wirt ſain'n bęgrif ärfüll'n, ſobalt nūr di natūr in īm nach ain'r inn'rn nōtwendichkait wirkt.

Aus dem neunten Anti-Goeze von Lessing.

Welchę ḗlĕndę noügīrdę, di noügīrdę nach ain'm nam'n! nach ain pār būchschtab'n, di ſo od'r ſo gęortnęt ſint! Ich lassę es gelt'n, wĕn wīr zuglaich mit dēm nam'n unt durch dēn nam'n ärfār'n, wi wait wīr dēm zoüchnissę aines lichtschoüs trou'n könn'n. Ab'r da, wo fon zoüchniss'n, fon ding'n, di ledichlich ouf zoügniss'n bęruh'n, gār nicht di redę ist, wo di färnunft ouf ir'm aichn'n wegę nūr gründę prüf'n ſol: was ſol da der namę des, där das blosę orgān diſ'r gründę ist? Är nuzt nicht allain nichts, ſond'rn schadęt ouch wōl öft'rs, indēm er ain'm fōrurtailę roum gipt, welchęs allę fernünftigę prüfuñen ſo jämm'rlich apkürzt. Dĕn entwed'r där ungęnanntę wirt als ain man ärkant, dēm es ouch ſonst wed'r an will'n noch an kraft di wārhait zu ärkenn'n gęfēlt hat: unt ſoglaich läst ſich där pöbel, dēm das denk'n ſo ſou'r wirt, fon īm blintliñs hinrais'n; od'r es findęt ſich, das där ungęnante schōn ſonstwo üb'l bęschtand'n: unt ſoglaich will ēbendär pöb'l ganz unt gār wait'r mit īm nichts zu schaff'n hab'n, där fest'n, schōn'n mainuñ, das dēm, där an ain'm Sinnę färwārloſęt ist, notwendich allę fünfę mang'ln müss'n. — So urtail'n ſelpst littęratōrēs, di es ſonst für kainę klainę sachę halt'n, ouf ănōnūme unt pſoüdŏnūme schriftschtell'r jacht zu măch'n, unt ich ſoltę únfīlŏſōfīsch'r urtail'n unt hand'ln als diſę männ'r, welchę, ſo zu rēd'n, ain recht hab'n, unnütſę unt unfīlŏſōfīschę entdekkuñ'n zu măch'n?

Aus Goethes „Wahrheit und Dichtung".

Erster Teil, fiebentes Buch.

Di littẹrārische ĕpŏchẹ, in där ich gẹbor'n bin, entwikkẹltẹ fich ous där fōrhärgēh'nd'n durch wid'rschpruch. Doütschlant, ſo lăñẹ fon ouswärtig'n fölk'rn üb'rschwemt, fon and'rn naziōn'n durchdrŭñn, in gẹlērt'n unt diplomatisch'n färhantlŭñ'n an fremdẹ schprāch'n gẹwīſ'n, kontẹ ſainẹ aichnẹ unmōchlich ousbild'n. Es dreñt'n fich īr, zu ſo manch'n noü'n bẹgriff'n, ouch unzäligẹ fremdẹ wortẹ nötig'r unt unnötig'r waiſẹ mit ouf, unt ouch fŭr schōn bẹkantẹ gēg'nschtändẹ wart man färanlast, fich ousländisch'r ousdrükkẹ unt wenduñ'n zu bẹdīn'n. Där doütschẹ, ſait bainahẹ zwai jārhund'rt'n in ain'm unglüklich'n tūmultuarisch'n zuschtandẹ färwild'rt, bẹgāp fich bai ḍēn franzoſ'n in di schulẹ, um leb'nsārtich zu wärd'n, unt bai dēn röm'rn, um fich würdich ouszudrükk'n. Dīs ſolltẹ ab'r ouch in där mutt'rschprachẹ gẹschēh'n; da dĕn di unmitt'lbarẹ anwenduñ jēn'r idiōmẹ unt dēr'n halpf'rdoütschuñ ſowōl dēn welt- als gẹschäftsstīl läch'rlich machtẹ. Üb'rdīs fastẹ man di glaichnisred'n där ſŭtlich'n schprach'n unmäsich ouf unt bẹdīntẹ fich d'rſelb'n hōchst üb'rtrīb'n. Ēb'nſo zog man dēn fōrnēm'n anschtant där fürst'nglaich'n römisch'n bürg'r ouf doütschẹ klainschtätischẹ gẹlērt'nferhältnissẹ härüb'r, unt wār ēb'n nirg'nts, am wenichst'n bai fich, zu houſẹ.

Wi ab'r schōn in diſ'r ĕpŏchẹ gēnialischẹ wärkẹ entschpraĩ'n, ſo rēchtẹ fich ouch hīr där doütschẹ frai- unt frofin. Diſ'r, bẹglaitẹt fon ain'm oufrichtig'n ärnste, draĩ darouf, das rain unt natürlich, onẹ ainmischuñ fremd'r wortẹ, unt wi es där gẹmainẹ, fär-

schtäntlichę fin gap, geschrib'n würdę. Durch diſę lōplich'n bęmühuñ'n wart jēdoch dăr fat'rländisch'n brait'n plathait tūr unt tōr gęöfnęt, ja, dăr dam durchschtŏch'n, durch welch'n das grosę gęwäss'r zunächst aindriñ'n ſoltę. Indess'n hīlt ain schtaif'r pēdantísmus in all'n fīr fakultät'n lăñę schtant, bis ăr fich entlich fīl schpät'r ous ain'r in di and'rę flüchtętę.

Gutę köpfę, fraiaufblikk'ndę natūrkind'r hatt'n dähär zwai geg'nschtändę, an den'n fi fich üb'n, geg'n di fi wirk'n unt, da di ſächę fon kain'r grōs'n będoütuñ wār, ir'n mūtwill'n ouslass'n kont'n; diſę war'n ainę durch fremdę wortę, wortbildŭñ'n unt wenduñ'n färunzīrtę schprāchę, unt ſodan di wārtlofichkait ſolch'r schrift'n, di fich fon jen'm fēl'r frai zu ärhalt'n bęforcht war'n; wobai nimand'm ainfīl, das, indēm man ain üb'l bękämpftę, das and'rę zu hilfę gęruf'n wart.

II. Methodiſcher Teil.

Fünfter Abſchnitt.

Aneignung richtiger Ausſprache.

§ 35.

Wer der Schule entwachſen iſt und nicht auf der Univerſität noch neuere Sprachen hört, findet nur im eigenen Fleiße und Beobachtungstriebe die Mittel, ſich eine regelgemäße und ſchöne Ausſprache zu erwerben. Genaues Studium dieſer Schrift und praktiſche Einübung der darin gegebenen Regeln wird gewiß zum Ziele führen, doch, um beides zu erleichtern, diene noch folgende Anleitung.

Zuerſt iſt die Ausbildung und Pflege des Stimmorgans dringend zu empfehlen. Deklamation und kunſtgerechtes Singen, aber auch gewiſſe gymnaſtiſche Übungen ſind zu dieſem Zwecke höchſt förderlich. Nähere Anweiſungen geben dazu:

Palleske, Kunſt des Vortrags (Stuttgart),
Benedix, der mündliche Vortrag (Leipzig),
Guttmann, Gymnaſtik der Stimme (Leipzig),
Weiß, Stimmbildungslehre (Braunſchweig) u. ſ. w.

Aufmerkſam auf gute Muſter zu hören, fördert freilich im redneriſchen wie geſanglichen Vortrage am eheſten, und auch im richtigen Sprechen, ſofern die Aneignung

der Regeln vorangegangen ist. Aber nur den soll man sich zum Vorbilde wählen, dessen Redeweise nicht blos in der Aussprache, sondern auch in jeder andern Beziehung korrekt ist. Wer die Grammatik hintansetzt; wer in der Wahl seiner Ausdrücke nicht sorgsam ist; wer nicht auf den ersten Blick schon in seinem Äußern erkennen läßt, daß er gegen sich selbst streng sei: dem wird auch gewiß keine mustergiltige Aussprache eigen sein. Gute Schauspieler und Vorleser, aber nur gute, werden vor allen dem Lernenden das beste Beispiel geben; auf den Kanzeln wird bedauerlicher und störender Weise nicht immer die edelste Aussprache laut.

Dem Wohlhabenden bietet sich auch das leichte Mittel, an Orten, wo reineres Hochdeutsch gesprochen wird, so lange zu verweilen, bis er mit einiger Sicherheit im Richtigen in die Heimat wieder einziehen kann. Das ist auch besonders darum vorzuziehen, weil schon ein kräftiger Charakter dazu gehört, unter lauter mundart-sprechenden Bekannten mit den Bestrebungen alleinzustehen.

Gewöhnlich aber sind es nicht die Kur- und Badeplätze mit ihrer aus vieler Herren Landen zusammengeflossenen Saison-Bewohnerschaft, wo man sich eine reine Aussprache aneignen kann, am wenigsten die am Rhein, in Süddeutschland und Thüringen. Auch ist es keineswegs gleichgiltig, in welchen Schichten der Gesellschaft man an dem erwählten Orte vorwiegend verkehren muß. Beispielsweise kann jemand in den Hansestädten recht wohl vortreffliches Hochdeutsch finden, nur wird er nicht erwarten dürfen, daß er es in den mittleren Sphären der Geschäftswelt antreffe. Vorsicht erfordert auch die Wahl solcher Pensionate, denen — das Geldverdienen Hauptzweck ist.

Manche Eltern geben ihre halberwachsenen Töchter in unerklärlich leichtfertiger Art dem ersten besten Tamtam-Schläger hin. Vielleicht ist es auch nicht unnütz, zu erwähnen, daß Kellner und Hausknechte nicht oft große Kenner der deutschen Sprache sind.

Im Allgemeinen darf man wohl dem Nordwesten Deutschlands den Vorzug geben, nur mit dem Vorbehalte, keinem Orte in allen Punkten ohne Weiteres volle Musterhaftigkeit einzuräumen. Wer große Städte aufsuchen möchte, geht am besten nach Hannover und Braunschweig, wo Theater und sonstige Gelegenheiten nicht allein reiche Abwechselung, sondern auch treffliche Vorbilder liefern, und wo zugleich jeder einigermaßen Gebildete im Großen und Ganzen kein unebenes Deutsch redet. Wer mehr in Ruhe leben will, kann in Celle, Wolfenbüttel, Hildesheim und kleineren Städten übrigens dasselbe finden.

Auch zwischen Elbe und Weichsel giebt es unter den Gebildeten ein Deutsch, das oft überraschend richtig und edel ist. Was natürlich auch von Berlin gilt. Größere Vorsicht als im Nordwesten ist jedoch dort unbedingt geboten, und dem Lernenden darf man nicht raten, daß er sich in seinem Urteil über Richtig oder Falsch sicher genug wähne. Die Kreise Berlins, die der Muttersprache nicht den Schimpf anthun, sie wie eine zerlumpte Dirne zu behandeln, sind für den Fremden doch schwer zugänglich.

§ 36.

Es sei hier ein Verzeichnis von Büchern eingeschaltet, welche geignet sind, den Lernenden in den phonetisch-physiologischen und etymologischen Teil der Wissenschaft der deutschen Sprache tiefer einzuführen.

An Schriften über die Phonetik seien besonders die älteren Arbeiten von Hoffory und Sievers und die

neueren von Vietor und Trautmann auf das Beste empfohlen. Den Anfang macht man am vorteilhaftesten immer mit den neuesten Werken.

Als Arbeiten, die mehr in der Richtung der vorliegenden gehalten sind, nenne ich: Schmidt, Neues System zur Erlernung der deutschen Aussprache (München), und Huß, Das Hochdeutsche im Munde des Hannoveraners (Hannover). Wer Kontroversen liebt, wird in allen genannten Büchern zureichend Hinweisungen finden, die ihn auf dergleichen aufmerksam machen. Hier ist dafür keine Stätte.

Für die eingehende wissenschaftliche Beschäftigung mit der Physiologie der Sprache, besonders vom geschichtlichen Standpunkte aus, ist in den Schriften von Brücke („Grundzüge der Physiologie und System der Sprachlaute"), von Zahn („Über die akustische Analyse der Vokalklänge"), Storme („Englische Philologie"), sowie in den sprachwissenschaftlichen Arbeiten Rumpelt's, Wilhelm Scherer's u. v. a. reicher Stoff geboten.

Die Etymologie, die seit Jakob Grimm's Grammatik durch Schleicher, Raumer, Fr. Müller, Scherer u. a. großartige Fortschritte gemacht hat, bedarf an dieser Stelle nur eben der Erwähnung. Für das Studium derselben muß man sich anderswo Rat holen.

§ 37.

Einige besondere Mittel zur Erwerbung richtiger Aussprache, hauptsächlich für solche, die als Lehrer, Redner und Künstler die Sprache als ihren „Wagen und Pflug" gebrauchen, mögen hier eingeschaltet sein.

1) In den §§ 33 und 34 sind Lesestücke nach den im theoretischen Teile entwickelten Regeln dargestellt. Das wiederholte Lautlesen derselben ist als Übung sehr zu

empfehlen; natürlich darf man damit nicht eher ablassen, bis die Bezeichnungsweise dem Auge so geläufig geworden ist, daß man sie wie gewöhnliche Schrift liest. Später versuche man selbst Gedichte und Prosastücke in diese Schreibweise zu übertragen (und wem dabei die vielen Apostrophe nicht gefallen, mag sie fortlassen). Auch solche Stücke lese man dann laut vor.

2) Nicht immer wird der Lernende sogleich nach der Durchnahme der theoretischen Abschnitte sich an ganze Lesestücke wagen dürfen, es ist vielmehr die Einübung jedes einzelnen Lautes im Besondern häufig notwendig. Dies bezieht sich hauptsächlich auf diejenigen Sprachelemente, welche jemand bis zur Einsicht in die Regel falsch gebildet hat. Im Nordwesten ist also aller Nachdruck auf die exakte Aussprache des ſ, sp, st, r, a, ou, ai, oü und z zu legen; im Nordosten hüte man sich, das u mit einem leichten Vorschlage von i zu verunzieren, und achte besonders noch auf g, ei und o. In Mitteldeutschland steht die Zunge stets in Gefahr, die auslautenden n und e zu verschweigen; dort wie im Süden sind harte und weiche Laute mit aller Schärfe auseinander zu halten. So viel als Beispiel! Vieles andere muß der Selbstbeobachtung überlassen bleiben. Für alle Fälle wird jeder gut thun, die Sprachelemente auch systematisch nach dem phonetischen Alphabete in § 28 mehrfach einzuüben und recht oft zu wiederholen. Wer denkt nicht an Demosthenes, der keine Mühe, keine Anstrengung scheute, um eines echt-griechischen r Herr zu werden? Man lese auch bei Palleske („Kunst des Vortrags") nach, wie der Vortragsmeister mit demselben Laute gerungen hat.

3) Leicht täuscht das eigene Ohr bei Aussprache-übungen, so daß man einen Laut, dessen Klang das innere Ohr, das des Geistes, schon vernimmt, indem

es sich die Beschreibung klar vorstellt, auch mit dem Munde glaubt hervorgebracht zu haben. Solche Täuschungen, echt akustische Täuschungen, sind ganz alltäglich. Unglaublich ist es geradezu, wie oft selbst feingebildete Menschen etwas vollkommen anderes aus ihrem eigenen Sprechen heraushören als der wohlgeschulte — und vor allem mit dem „phonetischen Gehör", dieser außerordentlich seltenen Gabe, beanlagte — Orthoepist. Vielfach lassen sie sich durch die mangelhafte Orthographie täuschen oder auch durch irgend eine Wahnvorstellung, die aus einem durchaus verfehlten Jugendunterrichte über diesen Gegenstand als unbrauchbarer Rückstand sich niedergeschlagen hat.

Einige Beispiele dazu! Ein gelehrter Mann, mit dem ich über den Nasal in Gang, Gänge sprach, meinte nicht nur in dem zweiten, sondern sogar in dem ersten Worte ein deutliches g zu hören und hielt deshalb die Bezeichnung desselben durch ein ñ für ungenügend. Ein anderer meinte, in seiner Aussprache seien ai und ei deutlich verschieden, und richtig sprach er beide Laute einzeln so vor; aber im Zusammenhange — brachte er beim besten Willen keinen Unterschied zwischen mein und Main heraus. Ein dritter quälte sich, beim t die Zunge an die Oberzähne zu legen, weil er einst gelernt hatte, da habe er es mit einem Zahnlaute zu thun. Ein vierter konnte keinen Hauch im Inlaute des Worts gehen erhorchen; denn ihm schwebte vor, daß er einmal gelesen, einen solchen gebe es da nicht, auch nicht in der leisesten Form.

Genug! Wer es ernst nimmt, mag die Leute beobachten, wenn sie ungekünstelt sprechen, aber mit größter Behutsamkeit ihre Behauptungen über phonetische Angelegenheiten prüfen.

Dagegen ist es wertvoll, sich mit Gleichgesinnten zum

Studium zu verbinden; doch gehe man zuerst nur die Theorie gemeinschaftlich durch und lasse die praktischen Übungen jeden einzelnen für sich vornehmen; denn gerade dabei trägt fast jedermann Scheu, sich vor andern hören zu lassen, ehe er einige Sicherheit gewonnen hat. Wenn aber im verschlossenen Kämmerlein endlich die Laute bis zur Geläufigkeit eingeübt sind, dann ist es Zeit, mit den Freunden vereinigt zu feilen und zu glätten. Zu allen erdenklichen Zwecken veranstaltet man ja gesellige Zusammenkünfte, warum nicht auch zu diesem, der doch vor vielen „des Schweißes der Edlen" wert ist?

4) Niemand lasse sich durch spöttische Bemerkungen in seinem Verkehr von seinem Vorhaben abbringen; die Welt spottet immer nur, wenn das Streben nicht ernst ist, aber sie schweigt bald mit mißgünstiger Achtung, wenn redlicher Wille einen Erfolg erzielt, wäre dieser auch noch so unscheinbar. Auch durch ein Hindernis, das in jedem selbst liegt, gerät der Eifer leicht in die Gefahr, matt zu werden; denn nicht selten wird es gar zu mühsam scheinen, das Ziel zu erreichen, und der Verstand wird dann allerlei Gründe zu finden wissen, die der Schwäche entgegenkommen, sei es, daß man auch mit der alten Quabbelei auszukommen hofft, sei es, daß man meint: andere reden ja gleichfalls unrichtig. Ein Meister ist noch nie vom Himmel gefallen, am wenigsten ein Meister der Aussprache. Es geht mit keiner Besserung rasch, nicht mit der sittlichen, nicht mit der orthoepischen, und eingewurzelte Lieblingssünden tilgt niemals die Zeit vom Abend bis zum Morgen. Aber endlich geht niemand, der sich selbst überwunden hat, ohne die herrlichste Siegerkrone aus dem Kampfe hervor, und die ist die Befestigung im Guten und Rechten.

5) Ehe man aber mit den Feinheiten der Aussprache beginnt, gewöhne man die Umgebung daran, daß man

überhaupt die eigene Sprache in ernster Zucht hält. Wer nicht auf das Wort zu jeder Zeit achtet, der verfällt gewiß geheimem Hohnlächeln, wenn er bestimmte vereinzelte Laute richtiger hervorbringt als sonst, denn es ist ein Widerspruch, der den Spott mit Gewalt herausfordert, wenn man dem Kleinen mit Eifer nachgeht und im Großen gleichgiltig, ja, wohl gar leichtfertig ist. Wahrhaftigkeit, Genauigkeit, Keuschheit und Klarheit in allem Reden, das ist unerläßliche Vorbedingung auch für die Aneignung richtiger Aussprache.

§ 38.

Die Schule, die sich so große Mühe giebt, vor einem falsch gebrauchten Kasus zu behüten, sollte doch wohl die unbedingte Pflicht erkennen, ihren Zöglingen eine gute hochdeutsche Aussprache anzuerziehen. Es soll nicht gesagt sein, daß die Lehrer diese Pflicht schlechtweg verleugnen; aber wie viele sind es denn, die sie mit Freudigkeit und Ausdauer üben, ja, wie viele, die nur die eigenen Sprechwerkzeuge in der Gewalt haben? Nirgends aber ist das Beispiel so wirksam wie hier, denn an keiner andern Stelle tritt es so kräftig, sichtbar und stetig, so dem Kinde auffällig hervor. Der von einem abfälligen Urteile über seine Aussprache Verletzte ist meist geneigt, sich des Angreifers mit der geringschätzigen Miene geistiger Überlegenheit zu erwehren oder so zu thun, als verliere sich mit dem Wachstum der innern Freiheit die Aufmerksamkeit auf solchen Kleinkram von selbst. Aber die Miene soll uns nicht täuschen über die Wunde, die der Tadel dem Ehrgeiz geschlagen hat, und die anmaßliche Zurückweisung wollen wir doch weiterhin ein wenig beleuchten.

Nichts kränkt tiefer als ein wegwerfendes Urteil über einen Mangel in unserm Äußern, denn jeder fühlt, daß

er nicht leugnen kann, was erkennbar vor aller Blicken erscheint, und er fürchtet zugleich die gaffenden Beobachter, die fortan den bemerkten Fleck nicht mehr ungedeutelt lassen werden. Ein getadelter innerer Fehler kann durch den Schein verdeckt werden; sittliche Schwäche kann sich in trügerische Worte verlarven. Schlimmer schon ist es, wenn uns die Unkenntnis eines Gegenstandes vorgeworfen wird, den wir zu kennen doch in irgend einer Weise durch unser sonstiges Gebahren uns anheischig gemacht haben; aber am schlimmsten empfinden wir den Druck eines Fingers, der auf eine Stelle zeigt, die keine Kunst verhüllen mag. Daher die sonderbare Unsicherheit des Benehmens, sobald das Äußerlichste, die Kleidung, so oder so uns unpassend, unsauber, ungenügend vorkommt; daher die Heftigkeit der Verteidigung gegen jede Hindeutung auf einen Fehler unserer Sprechweise, sei derselbe ein grammatischer, stilistischer oder orthoepischer; daher schon die schnellen Fortschritte des Stotterns bei Kindern, die erst anscheinend unbedeutende Mängel sich angeeignet haben.

Wo aber jemand einen Tadel über seine Aussprache dadurch ungiltig zu machen sucht, daß er sich auf's hohe Roß setzt und mit Hochmut von Kleinmeisterei, Pedantentum u. s. w. gegenüber seiner geistigen Überlegenheit redet, da nehme man den Mann etwas genauer aufs Korn. Ist es nicht vielleicht derselbe, der täglich seinen Schülern einen falsch gesetzten Buchstaben recht tiefrot anstreicht? derselbe, der sich groß weiß, daß er en détail, soleil, roi und soyons auf ganz französisch klingende Manier nachplappern kann? derselbe, der wie Gervinus einem Lessing die „schlechten Verse" in „Nathan" aufmutzt? derselbe, der alle Leute zu übersehen glaubt, weil er zur Not den Horaz ohne Wörterbuch lesen, will sagen, stümpern kann? derselbe, der alle Leute kritisiert oder kriti-

kastriert außer sich selbst? — Gerade für den vorgeschrittenen, freien Geist ist eine Kleinigkeit niemals eine Kleinigkeit, und eine korrekte Aussprache ist mindestens ebenso wertvoll, wie orthographische und grammatische Tadellosigkeit.

Das reicht wohl hin, um die oberste Forderung an die Schule und ihre Lehrer in Beziehung auf die Aussprache zu begründen, und diese Forderung lautet: Der Lehrer sei sich stets bewußt, daß seine Aussprache vorbildlich ist und sein muß!

Damit ist freilich bei Weitem nicht alles gethan. Die Belehrung über das Richtige und das Falsche soll hinzukommen. Davor schrickt nur der zurück, der sich selbst mit der Theorie in Widerspruch findet.

Ein Teil der Stundenzahl, welche man auf deutsche Sprachlehre zu verwenden pflegt, gebührt einer gründlichen, brauchbaren, aber den Bedürfnissen des Unterrichts angepaßten Lautlehre. Was man bisher den Knaben und Mädchen, in den höheren sowohl wie in den Elementarschulen, unter diesem Titel zu bieten wagt, ist ja leider eher alles als Lautlehre, ein Wust von veraltetem Kohl, falschen Begriffserklärungen, inkonsequenten Folgerungen. Das muß anders werden! Bereits häufen sich die Anregungen zur Verbesserung. Man lese nur beispielsweise Bergmann's Schrift „Über Lautphysiologie" u. s. w., die allerdings unsern Gegenstand im Besondern weniger berührt.

Auf höhern Schulen ist mehr, als bis jetzt geschehen, die Etymologie der deutschen Wortformen, und in allen Schulen sind die Sprechorgane im Unterricht über den menschlichen Körper eingehender zu berücksichtigen. Trägt dieses tiefere Eindringen auch unmittelbar nur wenig

materiellen Gewinn, so wird der formale Nutzen um so größer sein, insofern die Zöglinge gewöhnt werden, die natürliche Erzeugung, die akustische Wirkung und die geschichtliche Weiterbildung der Laute und Worte aufmerksam zu beachten und somit auf diese Dinge Wert zu legen. Ein nicht geringer Teil alles Erfolges, der durch fremdsprachlichen Unterricht zu erzielen ist, besteht ja in nichts anderem.

Ohne Wirksamkeit würde jedoch die Belehrung bleiben, wollte man ihr nicht durch Einübung und Gewöhnung Nachdruck verleihen. Bei jeder Gelegenheit ist ein unrichtig gesprochenes Sprachelement vor der versammelten Schulabteilung zu verbessern, und führt es nicht gar zu weit ab vom Hauptzweck der Lehrstunde, welche eben gehalten wird, so spreche der Lehrer selbst zuerst das Richtige vor, lasse sodann den, der fehlerhaft gesprochen hat, die Nachbildung versuchen, obgleich dieselbe auf den ersten Schlag selten gelingen wird, lasse ferner von Befähigteren das Richtige mehrfach wiederholen (auch im Chore von der ganzen Abteilung) und bemühe sich endlich, dem Fehlenden so lange zuzusetzen, bis er seine Sache mindestens besser, wenn nicht sogleich völlig genau machen gelernt hat. Noch oft wird der Fehler bei demselben Schüler wiederkehren, alsdann genügt ein einfacher Hinweis auf die frühere Zurechtweisung.

Die Einübung richtiger Aussprache findet die geeignetste Stelle bei den Lese- und Vortragsübungen. Es genügt nicht, daß dabei nur die Betonung und die Schattierung der Redewendungen eingeprägt wird, vor und neben beidem müssen Laute und Worte rein und richtig herauskommen. Das achte, zwölfte und vierundzwanzigste Kapitel in Palleske's „Kunst des Vortrags" sind jedem Lehrer besonders zum Studium und zur Nach-

achtung zu empfehlen. Es ist wahrlich kein geringes Verdienst, wenn eine Schule, vorzüglich auf dem Lande, ihre Pflegebefohlenen mit einer saubern, anständigen Aussprache der Muttersprache in das Leben entläßt. Von Jahr zu Jahr wird dem Lehrer, wenn er an demselben Orte verbleibt, die Aufgabe erleichtert werden; er wird den Segen seiner Mühe in der vermehrten Liebe seiner dankbaren Schüler und der Hochachtung der Eltern an sich selbst erfahren; er wird das freudige Bewußtsein in sich tragen, daß er an einer nationalen Angelegenheit unseres Volkes redlich Anteil genommen hat in tüchtiger Arbeit; er wird, was mehr ist, sich sagen dürfen: Ich habe auch darin gethan, was meine Schuldigkeit war.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

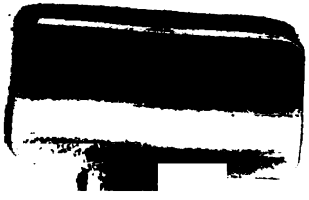
31 May'64RW	
31 May'64RW	
RECD LD	
MAY 17'64 -5 PM	

LD 21A–60m-4,'64
(E4555s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YB 38933

M114086

PF3137
R4
1889

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY